

AUSGABE 2 · XXI. JAHRGANG · DEZEMBER 2018

Mitteilungen

INSTITUT FÜR PERSONENGESCHICHTE

FÖRDERKREIS DER STIFTUNG FÜR PERSONENGESCHICHTE

ISSN 2509-2286

Veranstaltungen

**Ausstellung Deutsches
Historisches Museum, Berlin**

13. Juni 2018–6. Januar 2019

Europa und das Meer
<https://www.dhm.de/ausstellungen/europa-und-das-meer.html>

**Kolloquium im Institut für
Sächsische Geschichte
und Volkskunde, Dresden**

25. Januar 2019

Biografie und Prosopografie.
Personenzentrierte Zugänge in
den Geschichts- und Kulturwissenschaften
<https://www.isgv.de>

**Internationale Tagung
Innsbruck, Wels, Wien**

18.–23. März 2019

Maximilian I. (1459–1519). Person,
Brüche und Umbrüche einer
Brückenzeit
<https://www.uibk.ac.at/geschichte-ethnologie/aktuelles/maximilian2019>

**Bensheimer Gespräche
Bensheim-Auerbach,
Fürstenlager**

25.–27. April 2019

Der Einzelne und das Ganze.
Historische Erfahrungsräume
und Gefährdungen der Person
<http://personengeschichte.de/veranstaltungen>

Editorial

Sehr geehrte Mitglieder,
sehr geehrte Freunde des Förderkreises,

mit dieser ›Weihnachtsausgabe‹ unserer Institutsmitteilungen wollen wir versuchen, Ihnen wieder tiefere Einblicke in laufende Institutsarbeit und damit eben auch Eindrücke von der Vielfalt unserer unterschiedlichen Arbeitsfelder zu vermitteln: Einem Werkstattbericht, der den Entstehungshorizont einer merkwürdigen italienischen Handschrift des 17. Jahrhunderts in unserer Institutsbibliothek aufschließt, gesellen sich Berichte zu Tagungen wie auch einer Ausstellung bei, die unter Mitwirkung der uns verbundenen Ranke-Gesellschaft dieses Jahr im Deutschen Historischen Museum in Berlin gezeigt wurde (›Europa und das Meer‹). Im Berichtsfokus liegen weiterhin die auch für uns bedeutsamen Veranstaltungen, die im sich neigenden Kalenderjahr 2018 anlässlich des 350-Jahr-Jubiläums der Firma Merck in Darmstadt unter großer Beteiligung der Fachwelt stattfanden. In diesem Zusammenhang entstand, unter maßgeblicher Beteiligung eines Mitglieds unseres Wissenschaftlichen Beirats, von Kollegen Prof. Joachim Scholtyseck (Bonn), auch eine beziehungsreiche Firmengeschichte, die wir hier im Heft vorstellen wollen.

Das fügt sich einem stetig wachsenden Interesse in Institut und Förderkreis an der Unternehmenskultur und der Geschichte von Familienunternehmen im Rhein-Main-Gebiet und dessen Nachbarregionen, insbesondere auch in Mittelhessen, dessen mittelständische Industrie in ihren historischen Bezügen und anhand ihres erhaltenen Denkmalbestandes mit Kollegen Prof. Otto Volk (Marburg), zugleich Vorsitzender unseres Förderkreises, ein ausgewiesener Kenner der Materie hier bereits in zwei Heftnummern unserer Mitteilungen (II/2016 sowie I/2018) näher vorgestellt hat.

Wir haben diese Forschungsansätze wie auch das geschärfte Interesse an diesen Zusammenhängen zum Anlass genommen, die diesjährige Mitgliederversammlung des Förderkreises der Stiftung für Personengeschichte damit thematisch zu verbinden und deshalb die Mitglieder unmittelbar vor der Versammlung zu einem Kolloquium ›Unternehmerfamilien – Familienunternehmen‹ einzuladen, das wir soeben als Gast des Hessischen Wirtschaftsarchivs an dessen Standort ausrichten durften: am 14. Dezember 2018 im ›Haus der Geschichte‹ am Darmstädter Karolinenplatz. Der Leiter des Hessischen Wirtschaftsarchivs, Herr Dr. Ulrich Eisenbach, hielt uns dazu ebenso ein Referat wie Frau Dr. Sabine Bernschneider-Reif, Leiterin des Merck-Firmenarchivs, sowie Frau Kollegin Vanessa Staufenberg von der Gesellschaft für Unternehmensgeschichte in Frankfurt am Main. Rege Diskussionen schlossen sich an, von denen wir uns weiterführende Impulse erhoffen.

Einer schon gewachsenen institutsinternen Tradition folgend, haben wir wieder versucht, unsere Weihnachtskarte, die Ihnen dieser Tage zuing, nach einem historischen Motiv aus eigenen Institutsbeständen zu gestalten. Für dieses Mal haben wir uns dazu eine jahreszeitlich passende Vignette ausgesucht, die wir in einem 1842 in München gedruckten ›Kalender auf das Jahr 1843‹ fanden. Er verdankt sich, wie viele unserer bedeutendsten historischen Druckwerke, einer Spende Baron Schrencks. Das launige Bild mit den sich verspielt um einen Christbaum tummelnden Engeln stammt von Wilhelm von Kaulbach (1805–1874) – und fällt in die gleiche Schaffen-

speriode, in der dieser phantasievolle Maler auf Anregung des Stuttgarter Verlegers Georg von Cotta seine berühmten, pointiert-humorvollen Stiche zur Illustration von Goethes ›Reineke Fuchs‹ geschaffen hat.

Mit der kleinen Rarität durften wir uns bei Ihnen für Ihre großzügige Unterstützung im ablaufenden Kalenderjahr bedanken, Ihnen, Ihren Familien und Freunden ein frohes Weihnachtsfest und alles erdenklich Gute für das neue Jahr 2019 wünschen!

Herzlich grüßt Sie

das Team des Instituts für Personengeschichte

Inhalt

Kirchenfürstliche Heraldik am Medici-Hof. Eine unbekannte toskanische Wappenbuchhandschrift des 17. Jahrhunderts und ihr prominenter Zwilling (V. Huth)	6
350-Jahr-Jubiläum der Firma Merck (L. v. Lehsten)	15
Jahrestagung der Ranke-Gesellschaft e.V. in Berlin: »Europa und das Meer« (C. Hoffarth, L. v. Lehsten)	22
Peter Grützner in memoriam (L. v. Lehsten)	33
Impressum	36

Aus der Erschließungsarbeit im Institut:

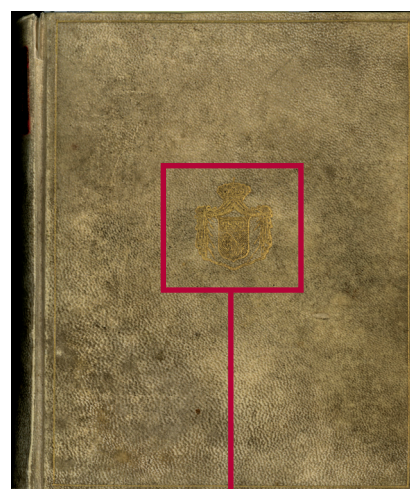
Kirchenfürstliche Heraldik am Medici-Hof

Eine unbekannte toskanische Wappenbuchhandschrift
des 17. Jahrhunderts und ihr prominenter Zwilling

von Volkhard Huth

Sieht man einmal von spätmittelalterlichen Handschriftenfragmenten ab, die bei der Restaurierung unserer alten Bücher gelegentlich als ehemals makuliertes Pergament- bzw. Papiermaterial zutage treten, so reicht der kleine Handschriftenbestand unserer Institutsbibliothek nicht vor das 16. Jahrhundert zurück. Einen eigenen Akzent setzen in diesem recht schmalen, aber eindrucksvollen Bestand Wappen- und Stammbücher des 16.–19. Jahrhunderts, von denen in unseren Institutsmitteilungen schon das eine oder andere bedeutsame Exemplar vorzustellen und in seinen Entstehungs- wie Wirkungszusammenhängen zu beleuchten war: an erster Stelle das sicher älteste originale Werk dieser Gattung in unserer Bibliothek, ein offensichtlich am Tiroler Erzherzogshof in Innsbruck um die Mitte des 16. Jahrhunderts entstandener, farbenfroh illustrierter Folioband aus der einstigen Sammlung Otto Hupp (vgl. Mitteilungen II/2008).

Mindestens ein Dreivierteljahrhundert jünger und eben viel kleiner ist eine Oktavhandschrift, die wir vor Jahren auf der Antiquariatsmesse im Rahmen der Frankfurter Buchmesse glücklich erwerben konnten. Der gerade einmal 19 cm hohe und 16 cm breite Codex ist heute in einen modernen Einband des 20. Jahrhunderts aus hellem, mit eingepprägtem Goldrahmen verzierten Leder repräsentativ eingebunden (Abb.). Auf dem Vorderdeckel wurde in ganz feiner Goldprägung ein Wappensupralibros eingepresst (Abb.), dessen Eigentümer durch sein auf der Einbandinnenseite aufgeklebtes Exlibris bestimmbar wird, das er eigens in Paris hatte stechen lassen: Auf einer unterhalb des Wappens angebrachten Banderole prangt dort der Name des *Marchese Emilio del Sera Fiaschi* (Abb.). Sein Name leitet auf gleich zwei florentinische Patriziatsgeschlechter zurück, eben das der (del) Sera, deren Wappen sich in der üppigen Wappenüberlieferung florentinischer Amtsträger m. W. seit 1585 vorfindet, wie das der traditionsreicheren Fiaschi, die, wie der monumentale, in unserer Institutsbibliothek als Faksimile zuhandene Band der »Armi di famiglia fiorentine che anno gudvto il priorato à tempo di repvblica« (sog. Stemmario Fiorentino Orsini de Marzo, hier pag. 452) des Bernardo Benvenuti (1634–1699) festhält, den Familienregistern (*prioristi*) zufolge schon 1366 und 1421 höchste kommunale Ämter der Republik hatten besetzen können. Womöglich wird es – jedenfalls nicht zuletzt auch – mit diesem Anciennitäts- und Prestigevorsprung der Fiaschi zu erklären sein, dass, wie sich einer Kundmachung des Appellationsgerichtes Bologna vom 3. April 1922 entnehmen





lässt, der letzte lebende Spross des Hauses Fiaschi, Carlo, den damals schon 42-jährigen Sohn seiner Cousine adoptierte: nämlich den früheren Besitzer unseres Buches, Emilio del Sera, der den Marchese-Titel seines Adoptivvaters annahm und sich fortan, in Kombination der beiden Familiennamen, mit amtlicher Beglaubigung »Del Sera Fiaschi« heißen durfte. Das wird, zusammen mit dem Adelstitel, seiner Laufbahn als Sportler und Lebemann, den es erst nach Frankreich, dann in die USA verschlug und der schließlich noch eine späte Diplomatenkarriere als Gesandter San Marinos in der Schweiz einschlagen durfte, wohl nicht abträglich gewesen sein. Da unser Bucheinband nur das Sera-Wappen zeigt, darf man annehmen, dass Emilio del Sera die Handschrift schon vor 1922 in der jetzigen Form hatte binden lassen. 1962 erwarb sie, wie einer kurzen Bleistifteintragung unter einem anderen Exlibris zu entnehmen ist, das auf der Innenseite des Außendeckels angebracht wurde (Abb.), in Rom der schwedische Maler Bengt Olof Kälde (1936–2014). Kälde war nicht nur einer der international gefragtesten Kirchenmaler und Mosaikkünstler des 20. Jahrhunderts, sondern auch ein leidenschaftlicher Heraldiker. In Verbindung seiner künstlerischen und heraldischen Neigungen hat er übrigens auch für den früheren deutschen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker eine Wappentafel hergestellt.

Vor allem erklärt Kälde's Hang zum heraldischen Genre den Erwerb unseres kleinen Wappenbuches, in das er gleich zweimal sein Exlibris setzte; in einer das Signet mit dem Kaufvermerk variierenden Form findet es sich schon auf der Rückseite des vorderen Schmutzblattes (Abb.). Abgesehen von den zwei modernen Schmutzblättern zu Anfang und Ende des Codex setzt(e) sich unsere Papierhandschrift aus mindestens 214 bereits im 17. Jahrhundert paginierten Seiten, also einstmals mindestens 107 Blättern zusammen, deren erste beide leider herausgetrennt worden sind. Mag sein, dass sie einer früheren, vielleicht sogar erst der von Emilio del Sera veranlassten Bindung zum Opfer fielen und unbeschriftet waren wie immerhin zumindest 31 Blätter, die ansonsten zwischen den erhaltenen Text- und Bildteilen im Codex komplett leer gelassen wurden: ganz offensichtlich, um Platz für Nachträge zu den einzelnen Verzeichnissen zu lassen, die also fortgesetzt werden sollten. Nicht auszuschließen freilich auch, dass gerade auf den ersten beiden Blättern sich allerdings einmal eine Titelei befand oder zumindest Hinweise auf den Autor und/oder ein Inhaltsverzeichnis. Nicht zuletzt setzt es sich daher vorliegende Skizze auch zum Ziel, dieses Defizit durch ein plausibles historisches Deutungsangebot auszugleichen.

Das fällt jedenfalls thematisch auf den ersten Blick nicht schwer. Denn diverse Rubriken und Indices zeigen sofort an, worum es gruppenweise in Wort und Bild jeweils gehen sollte. Pag. 6, auf einer Versoseite, steht in Majuskelschrift zu lesen, was dann ab der anliegenden Seite (pag. 7–35, mit Nachträgen pag. 36–39) in jeweils zwei Spalten pro Seite auch folgt: ARME NOMI E CONGNIOMI DI TVTTI E CARDINALI FIORENTINI. Demgemäß reihen sich dann, durchnummeriert von 1 bis 58, Wappenbilder und Biogramme der einzelnen Kleriker, die, aus Florenz stammend oder jedenfalls für Florenz in Anspruch genommen, in das Kardinalskolleg berufen worden sein sollen. Die Reihe beginnt mit Pietro del Fuoco bzw. »Igneo« (Abb.) – über dem Wappen in der Familiennamenschreibung DEL FVOCHO – zum Jahre 1075 und seinem sprechenden Wappen, einem

lodernden Feuer (das auf ein Feuerordal anspielt, dem dieser Vallombrosanermönch und Anhänger des Reformpapstes Gregor VII. ausgesetzt worden sein soll), und führt bis zu dem 1569 in Florenz geborenen Antonio Marcello Barberini († 11. September 1646 in Rom), einem leiblichen Bruder Maffeo Barberinis, welcher als Urban VIII. 1623 die Cathedra Petri bestiegen hatte und schon im Folgejahr, am 7. Oktober 1624, wie unsere Handschrift exakt und korrekt angibt, eben seinen Bruder, einen Kapuzinermönch, in den Kardinalsrang erhob. Da unsere Handschrift auch weiß, dass Kardinal Antonio Barberini hernach zum Bischof von Senigallia ernannt wurde, aber von diesem Amt bald zurücktrat – das war 1628 der Fall – und ebenfalls noch dessen Ernennung (3. Oktober 1633) zum Vorsteher der Apostolischen Pönitentiarie vermerkt, gewinnen wir womöglich einen ersten Anhalt zur Anlagedatierung. Denn da die Anlagehand in leicht hellerer Tinte noch lakonisch nachtrug (Abb.), dass Antonio Barberini auch Bibliothekar der Vatikanischen Bibliothek geworden sei, könnte man mit dem letzten Eintrag der Anlageschicht deren Entstehung sogar auf den kurzen Zeitraum zwischen dem 3. Oktober und dem 13. Dezember 1633 ansetzen. Doch hieße das wohl, den Befund zu arg zu pressen, auch mahnen weitere, sogleich noch anzudeutende Feststellungen am Codex zur Vorsicht. – Nur nebenbei und mit Bezug auf den letzten Werkstattbericht in unseren Mitteilungsheften sei angemerkt, dass vielleicht allenfalls ein halbes Jahr vor Anbringung des Nachtrags zu diesem Biogramm von Kardinal Antonio Barberini in unsere Handschrift an der Kurie unter amtlicher Mitwirkung dieses Kardinals – als Sekretär des Heiligen Offiziums – der Prozess gegen Galileo Galilei eröffnet worden war.

Im Anschluss an die Galerie mit den getuschten 58 Wappen der »florentinischen« Kardinäle samt jeweils zugehörigen prosopographischen Angaben wurde schon die Fortsetzung der Reihe angelegt, jedoch nicht mehr, wie bis dahin, mit vorgefertigtem Mise-en-page, das regelmäßig eine mit dem Familiennamen des Kardinals überschriebene und ausgemalte Wapenkartusche, darunter die personenbezogenen Informationen zu Leben und Karriere vorgesehen hatte, sondern nur noch mit prosopographischen Daten ohne Bildbeigabe. Für eine solche war zu nachgetragenen vier Biogrammen pag. 36–37 noch Platz gelassen (pag. 37 aber schon sichtlich zu knapp), für die ersten beiden Nachträge zu Kardinälen aus den Familien Machiavelli und Falconieri auch noch eine Numerierung angesetzt worden (als Nummern 59–60 der Gesamtreihe), während eine solche zu den nachfolgenden Kardinälen aus den Familien Medici, Gondi, Aldobrandini, Barberini und Albizzi (nur noch eine Spalte auf pag. 39) auf den Paginae 37 bis 39 schon unterblieb. Diese also nicht mehr nach Anlagemuster gestalteten bzw. nicht mehr vollständig ausgeführten prosopographischen Nachträge bestreichen über ihren Datenbestand den Zeitraum von 1641–1653.

Der systematischen Anlage dieser heraldisch konzipierten Sukzessionsreihe korrespondiert ein darauf bezüglicher Index, der in alphabetischer Abfolge den einzelnen Familiennamen (also nicht den einzelnen Personen!) die kursorische Verzeichnisnummer in der Bild-Text-Galerie zuordnet (pag. 47–49). Nach einer Vakatsseite folgen pag. 51–53 ein kurzes Ensemble von vier Biogrammen zu gebürtigen Florentinern, die zu Patriarchen ernannt worden waren (NOTA DE PATRIARCHI FIORENTINI CHE FINO AD HOGGI SI



TROVANO ESSERE STATI CON E LORO NOMI E CONGNIOMI E LVOGI DI DOVE SONO STATI PATRIACHI CON LE LORO ARME COME SI VEDE DI LA). Dabei wurden die Wappenkartuschen (konsequenterweise jetzt mit darübergesetztem Patriarchatskreuz) der ersten beiden infrage kommenden Amtsinhaber noch koloriert (pag. 52), das erste auf pag. 53 nur mehr in seiner Tingierung mit brauner Tinte vorentworfen, jedoch nicht mehr ausgemalt, und die letzte Wappenkartusche – auf der zweiten Spalte von pag. 53 – blieb sogar völlig leer. Sie gilt wiederum jenem Francesco Maria Machiavelli (1608/10–1653), auf den schon das erste Biogramm unter den Nachträgen zur Kardinalsreihe pag. 36 Bezug genommen hatte und der im Jahr vor seiner Erhebung in den Kardinalsrang zum lateinischen Patriarchen von Konstantinopel ernannt worden war. Er starb am 20. oder 22. November 1653, was hier noch nicht berücksichtigt worden ist.

Mit dem nach wiederum mehreren Leerseiten im Codex von pag. 59–65 alphabetisch angeordneten *REPERTORIO DE VESCOVI DELLA CITTA DI FIRENZE* wird vorverwiesen auf die dann – nach ausschweifender, die ganze Seite einnehmender Titelrubrik pag. 66 – auf pag. 67–80 folgende Galerie aller Bischöfe von Florenz zu insgesamt 56 Einzelnummern, von denen jeweils vier auf einer Seiten angeordnet wurden, mit Wappenkartusche ohne Überschrift und kargen Angaben zur Person, die mitunter sogar nur den Namen und das Datum des Amtsantritts vermerken. Selbst bei den späteren Kirchenfürsten – die Reihe setzt im 4. Jahrhundert ein und führt kontinuierlich bis zum tatsächlich letzten Florentiner Bischof Amerigo Corsini († 1435), der sein Amt 1411 antrat und 1419 dann erster Erzbischof der Stadt wurde – blieben die meisten Wappenkartuschen ganz leer. Amerigo Corsini bildet mit seinem Familienwappen und weiteren Angaben zur Person dann auch folgerichtig den Auftakt zur Galerie aller florentinischen Erzbischöfe, die, nach dem gleichen Muster wie das Bischofsverzeichnis pag. 89–93 (nach wiederum ganzseitiger Titelrubrik, pag. 88) »bis auf den heutigen Tag, zusammen mit ihren Wappen« (... *FINO AD OGGI CON LE LORO ARMI*) dargestellt wurden: zu 18 Einzelnummern, deren letzte sich Pietro Niccolini widmet. Merkwürdigerweise nennt der Eintrag nur das Datum seiner Wahl (im März 1632, hier gemäß florentinischem Kalenderstil noch zu 1631), nicht aber das seiner Nominierung durch Papst Urban VIII. am 7. Juni 1632, während das vorangegangene Biogramm zu Niccolinis Amtsvorgänger Cosimo de' Bardi sogar dessen genaue Todesumstände und nicht nur das genaue Todesdatum, sondern auch noch dessen Todesstunde angibt. Die Anlage dieser Galerie der florentinischen Erzbischöfe wird also schwerlich nach 1632 erfolgt sein. Zwar sind, gemäß Anlagekonzept, nach Pietro Niccolini in der unteren Seitenhälfte noch zwei Kartuschen vorgezeichnet und mit den kursorischen Nummern 19 und 20 bezeichnet worden, doch wurde ihnen noch keinerlei Angabe beigefügt. Sie sind demnach als rein formale Ausstattungselemente zu betrachten und wiederum ein Indiz dafür, dass die Anlagehand ihr Werk fortgesetzt wissen wollte. Ihre formale Anbringung wird daher kaum später als 1632, jedenfalls lange vor dem Tode Niccolinis im Jahre 1651 erfolgt sein.

Deutlich abgesetzt von dieser Erzbischofsreihe folgen dann nach zwei Vakatsseiten sechs Biogramme pag. 115–116, die auswärtigen Erzbischöfen florentinischer Herkunft gelten und deren erste wie die letzten bei-

den Wappenkartuschen leer geblieben sind. Der Eintrag des 1635 zum (Titular-) Erzbischof von Adrianopel ernannten Cosimo del Sera, also eines frühen Familienangehörigen unseres modernen Handschriftenbesitzers, ist pag. 115 sichtlich von anderer Hand vorgenommen worden, die Texte auf der unteren Seitenhälfte pag. 116 hingegen stammen wieder von der Anlagehand, sind von dieser aber etwas größer geschrieben und als spätere Zusätze erkennbar. In Analogie zu diesem Kurzverzeichnis pag. 115–116 folgt dann, nach nicht weniger als einem Dutzend Vakatsseiten, ein Verzeichnis aller von unserem Autor ermittelten Florentiner, die es auf Bischofsstühle anderer Diözesen gebracht hatten (pag. 143–174, mit Nachträgen pag. 175–176; Titelrubrik pag. 142); der erste erkennbare Nachtrag, auch ohne Wappenkartusche, beschert uns als terminus post quem hier das Jahr 1637, weitere Nachträge, unvollständig und ohne jede Bildausstattung, führen dann noch bis ins ausgehende sechste Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts.

Damit hat der im engeren Sinne ›florentinische‹ Darstellungsteil unserer Handschrift seinen Abschluss, diese insgesamt jedoch noch nicht ihr Ende gefunden: denn ab pag. 193 schließen sich, voneinander abgesetzt, Listen der Bischöfe von Fiesole, Volterra, Arezzo und San Miniato al Tedesco an, und zwar nur mittels schlichter Reihung der Amtsinhaber mit denkbar kärglichen Notaten, die oft nicht mehr als den Namen und ein Jahresdatum (zum Amtsantritt) bieten. Während die Überschrift zum fiesolaner Bischofsverzeichnis pag. 193 noch in roter Auszeichnungstinte (als einzige Rubrik dieser Art im ganzen Codex!) festgehalten wurde, sind diejenigen zu den anderen toskanischen Diözesanherren in der gleichen Tinte wie die jeweilige Liste geschrieben worden, zwar auch noch von der Anlagehand unseres Codex, aber sichtlich immer nachlässiger ausfallend. Der buchstäblich letzte Nachtrag pag. 213 führt dann ins Jahr 1661. Ob nach pag. 213 ebenfalls, wie zu Beginn des Codex, Seiten herausgetrennt worden sind, auf denen etwa noch ein Verzeichnis der Bischöfe von Pistoia gestanden haben könnte, die hier auffälligerweise fehlen, wiewohl Pistoia gleich den anderen drei Diözesen zum Anlagezeitpunkt unserer Handschrift Suffragan der Metropole Florenz war, steht dahin. Ich möchte es jedoch eher bezweifeln. Ergab doch erste Einzelmusterung, dass unsere Anlagehand bei diesen Amtsinhaberlisten der florentiner Suffraganbistümer nur einem 1637 in Florenz gedruckten Werk ›Vescovi di Fiesole, di Volterra e d'Arezzo‹ folgt. Veröffentlicht wurde es seinerzeit unter dem Namen des aus angesehenen florentinischer Familie gebürtigen, aber 1531 im apulischen Lecce zur Welt gekommenen, in vergleichsweise späten Jahren dann zu Neapel einen juristischen Dokortitel erlangenden Scipione Ammirato, der als humanistischer Poet ersten Ruhm erwarb, ehe er sich nach seiner Übersiedlung nach Florenz an den Hof der Medici unter deren Protektion bei den Zeitgenossen den Ruf eines routinierten Geschichtsschreibers erarbeiten und wo er sich, nicht zuletzt, auch als heftiger Kritiker der Schriften Niccolò Machiavellis profilieren durfte. Nach seinem Tode 1601 setzte Scipione Ammiratos gleichnamiger Sohn umtriebiger das nicht sonderlich originelle und sich auch keineswegs durch besondere Sorgfalt auszeichnende historiographische Œuvre des Vaters fort, nicht zuletzt 1615 mit dessen posthum erschienenem ersten Band einer Geschichte der adligen Familien von Florenz, offensichtlich dem Nebenprodukt einer großangelegten,

nie fertiggestellten Geschichte von Florenz; dank einer Spende von Baron Schrenck besitzen wir diesen Band ebenso wie beispielsweise ein Werk Scipione Ammiratos d. Ä. über den neapolitanischen Adel, das der Autor gleichwohl in der ursprünglichen Fassung einst seinem Gönner, dem toskanischen Großherzog Ferdinand I., dediziert hatte. In unserer Bibliothek ist das Werk in einer 1651 noch von Ammiratos Sohn in dessen Todesjahr veranstalteten Ausgabe vorhanden.

Anders als beim schieren Abschreiben der Amtsträgerlisten aus Fiesole, Volterra und Arezzo – mit offenbar wiederum stärker individuell gehaltenen, zum Ende, also zur eigenen Gegenwart hin auch reichhaltigeren Texten zu den Bischöfen von San Miniato al Tedesco – lässt die Anlagehand unserer Handschrift für deren Hauptteil eine ganz eigene, ja: eigenwillige Gestaltungsabsicht durchblicken. Sie hebt unseren kleinen Codex auch aus der bekannten Vergleichsmasse von Wappenkalendern einzelner Diözesen heraus, die seit dem Spätmittelalter als heraldisch strukturierte Chroniken der örtlichen Vergewisserung wie der translokalen Repräsentation dienten, aber eben als gleichsam amtliche, das heißt auf den Diözesan- oder, wie bei dem unserer Handschrift zeitlich noch vorausgehenden ›Großen Wappenbuch‹ aus der Zeit der Regentschaft Kaiser Rudolfs II. und Papst Gregors XIII. (München, Bayerische Staatsbibliothek, Cod. icon. 333), sogar als auf den ganzen Reichsverband bezogene Matrikeln strukturiert waren.

Indessen findet sich just im Fundus der Bayerischen Staatsbibliothek unter dem wundervollen Bestand der ›Codices iconographici‹ eine Handschrift, die unserem toskanischen Codex inhaltlich auffallend ähnelt. Genauer gesagt handelt es sich um den ersten von zwei im 17. Jahrhundert und jeweils in Italien entstandenen, heute zum Cod. icon. 293 zusammengebundenen Teilen, eine 151 Blätter umfassende Papierhandschrift, die mit einem Format von ca. 22,5 × 17 cm etwas größer ist als unser Vergleichsexemplar, dem jüngsten Katalogisat zufolge »um 1630« entstanden und mit »273 Familienwappen von Florentiner Adeligen in geistlichem Stand (Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe« ausgestattet sein soll. Dank des von der Bayerischen Staatsbibliothek *online* gestellten Volldigitalisats (abrufbar via: <https://bildsuche.digitale-sammlungen.de/index.html?c=viewer&bandnummer=bsb00001371&pimage=181&lv=1&l=de>) ließ sich rasch ermitteln, dass dieses »einfach angelegte[...] kirchenhistorische[...] Handbuch« seiner Struktur nach wie in seinen Detailangaben der Anlage unserer Handschrift in allen wesentlichen Punkten entspricht, ja sogar mit unserer IPG-Handschrift auffällige Fehler bei einigen prosopographischen wie auch diversen Datumsangaben und heraldischen Figuren gemeinsam hat. Nicht zuletzt scheint die Anlagehand des jeweiligen Textbestandes die gleiche zu sein, auch wenn sie sich offensichtlich im heute Münchener Exemplar um etwas mehr Sorgfalt bemüht hat. Außerdem ist die Bildgestaltung der Münchener Handschrift ambitionierter, insbesondere, was die einzelnen Biogramme anbetrifft, bei denen die personenbezogenen Angaben zumindest bei der Kardinalgalerie unterhalb der Wappenkartusche im Rahmen eines stilisierten Denkmalssockels eingetragen wurden, dessen stets gleiches Format allerdings nur – gegenüber unserer Handschrift – verknappte und stärker standardisierte Notizen erlaubte. So weist unsere IPG-Handschrift gegenüber den prosopographischen Beischriften des Münchener Exemplars meist einen erheblichen Informationsüberschuss

auf. Zusammengekommen drängt dies die Annahme auf, dass beide Handschriften nicht nur im gleichen Entstehungszusammenhang wurzeln, sondern unser Codex das zunächst angelegte Konzeptexemplar war, aus dem sich eine aufwendiger gestaltete, vermutlich zu Dedikations- oder Veröffentlichungszwecken gedachte Handschrift ableitete, die allerdings ihrerseits, wie der Befund der Münchener Handschrift offenbart, auch nicht mehr zum Abschluss gekommen ist.

Was aber hat dies alles zu bedeuten, was mag den Autor zu seinem offenbar mit Bedacht gewählten Gestaltungszuschnitt bewogen haben, und schließlich: Wer mag dieser Autor wohl gewesen sein? Zur Beantwortung aller Fragen bahnen die Überlieferungszusammenhänge der Münchener Handschrift den Weg. Gehört sie doch einem bedeutenden größeren Komplex von Handschriften und Büchern an, den Kurfürst Karl Theodor 1779/80 in Rom für seine Mannheimer Hofbibliothek hat erwerben können, mit deren Kernbestand er eben schon wenige Jahre später nach München weiterwanderte. Er setzt in der Provenienzzgeschichte der heutigen Bayerischen Staatsbibliothek einen ganz eigenen Akzent, der sich auch an der fortlaufenden Zählung innerhalb der Signaturen der alten Hofbibliothek noch stets als einstiges Gesamtensemble verifizieren lässt. Sein Nucleus beruht auf der Büchersammlung des florentiner Humanisten Pie(t)ro Vettori (1499–1585), deren Bestand von dessen Nachkommen weiter angereichert worden ist. Mit dem Tod von Francesco Vettori (1693–1770), einem in Rom lebenden Antiquar und Numismatiker, den Papst Benedikt XIV. zum Direktor der Vatikanischen Museen ernannt hatte, verlor die bis ins 16. Jahrhundert zurückreichende Sammlung ihren letzten kundigen Hüter innerhalb der Familie. Selbstverständlich kommt er als Autor oder Auftraggeber der heutigen Bensheimer und Münchener Handschriften des 17. Jahrhunderts mit den Wappen der florentiner Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe etc. nicht in Betracht. Wohl aber sein Vorfahr Alessandro Vettori (17.3.1586–4.8.1661), der sich innerhalb des heute Münchener Bestandes an Vettori-Handschriften als Vorbesitzer etwa des Cod. icon. 138 ausmachen lässt, des ersten Bandes eines vierbändigen Werkes, zu dem auch noch die Codd. icon. 129, 140 und 221 zählen. Der Cod. icon. 138, eine 1636 in Florenz entstandene Handschrift, ist ein Produkt des ingeniiösen englischen Kartographen und Schiffsbauers Sir Robert Dudley (1573/74–1649), eines Sohnes des Earl of Leicester und der Douglas Lady Sheffield, der seit dem ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhundert in Florenz lebte. Sein ausgebreitetes Wissen kam dem toskanischen Großherzog Ferdinand I. sehr zustatten, der sich im maritimen Einzugsbereich seiner Herrschaft mit ausuferndem Piratenunwesen herumzuschlagen hatte und deshalb Dudley mit der Ausarbeitung seines grandiosen Seeatlantenwerkes ›Arcano del mare‹ zur Sicherung der Küstenstreifen beauftragte, dessen erster Band uns eben u. a. aus dem Besitz des Alessandro Vettori im heutigen Cod. icon. 138 erhalten ist.

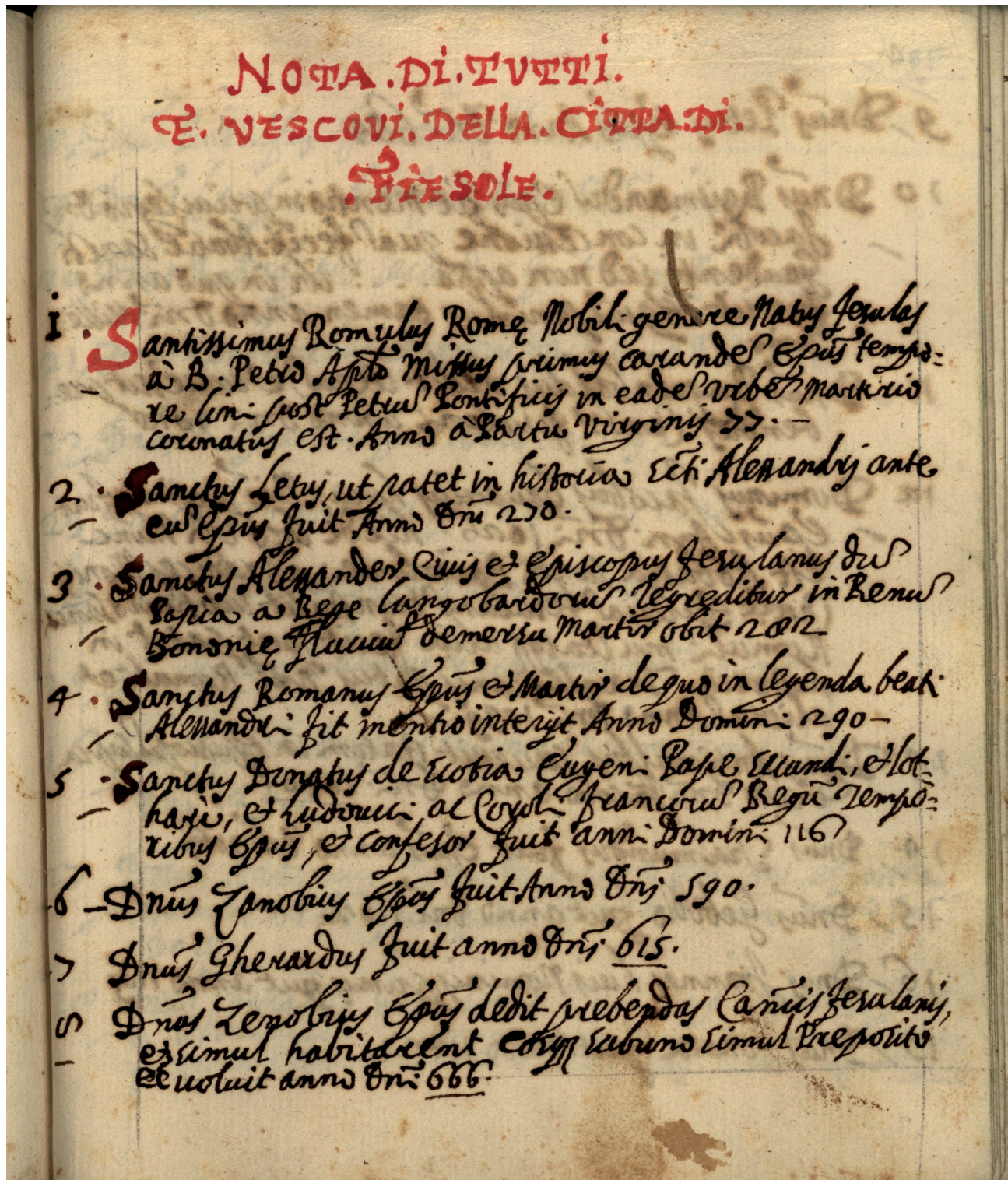
Der studierte Jurist Alessandro Vettori war einer der engsten Vertrauten von Ferdinand II. Medici (1610–1670), dem Enkel Ferdinands I., der seinem Vater Cosimo II. schon als elfjähriger Knabe auf den Thron gefolgt war, zunächst aber noch unter der Vormundschaft seiner Mutter, der Erzherzogin Maria Magdalena von Österreich, und seiner Großmutter Christine von Lothringen gestanden hatte, ehe er 1628 allein die Regierungsgeschäfte



übernahm (Abb.). Ihm diente Alessandro Vettori seit 1630 als »Auditore della Giurisdizione«, und in dieser Eigenschaft oblag es ihm auch, namens des Großherzogs das Imprimatur für die in dessen Herrschaftsbereich erscheinenden Bücher zu erteilen. Dies tat er 1646 beim Erstdruck von Dudleys »Arcano del mare« ebenso wie schon neun Jahre zuvor bei der Publikation von Scipione Ammiratos Werk über die Bischöfe von Fiesole, Volterra und Arezzo, dessen sich die Anlagehand unserer IPG-Handschrift zweifellos bedient hat. Deren erschließbarer Anlagezeitpunkt von etwa 1632/33 wiederum passt gut zu der Vorstellung, dass Vettori, der alle genannten Werke gut gekannt und die zitierte Dudley-Handschrift sogar selbst besessen hat, das eigentümliche Werk zu den florentiner und toskanischen Kirchenfürsten selbst verfasste oder jedenfalls in Auftrag gab – um so eher, als dessen letzter datierbarer Nachtrag ins Jahr 1661 fällt, also in Alessandro Vettori's Todesjahr. Doch hier werden erst paläographische Überprüfungen im reichen Bestand »Vettori e Capponi« im Staatsarchiv Florenz letzte Aufschlüsse erbringen können, insbesondere in der acht Überlieferungseinheiten und die Jahre 1636–1661 umfassenden Unterabteilung »Negazioni e relazioni di Alessandro Vettori«. Dass der Autor bzw. Auftraggeber unserer IPG-Handschrift aber auf das Engste mit den Belangen der Medici-Familie vertraut war, bezeugt eine Vielfalt höchst präziser Informationen, so z. B. in den Nachträgen zur Kardinalsliste pag. 37 in Bezug auf Kardinal Giovan Carlo de' Medici (1611–1663; (Abb.)), den Bruder Großherzog Ferdinands II., zu dem unsere Anlagehand nicht nur die genauen Umstände seiner Kardinalserhebung zu berichten weiß, sondern etwa auch, wann und wie der frisch ernannte Kardinal im Herbst 1644 nach Florenz zurückkehrte, und zwar nicht nur, an welchem Tag, sondern sogar, zu welcher nächtlichen Stunde (!) er mit seinem Bruder die Villa dell'Ambrogiana am linken Arno-Ufer aufsuchte usf.

Seine enge Vertrauensstellung als nicht nur einer der leitenden Minister Ferdinands II. Medici kam in jenen Jahren in Alessandro Vettori's Beauftragung mit heiklen Missionen in der erbitterten Auseinandersetzung um die Stadt Castro zum Ausdruck, die zwischen dem Kirchenstaat und der Familie Farnese während des fünften Jahrzehnts des 17. Jahrhunderts in gleich zwei Kriege mündete, in die alle politisch relevanten Kräfte Ober- und Mittelitaliens einbezogen waren und in denen sich der Großherzog der Toskana jeweils vergeblich gegen die Kurie und ihre Verbündeten positionierte. Doch bereits Jahre zuvor waren dem erst 1569 etablierten Großherzogtum im Kampf um das benachbarte Herzogtum Urbino, auf das Ferdinand II. namens seiner Gemahlin Vittoria, der letzten della Rovere, Erbansprüche erhoben hatte, im Spannungsfeld der sich einschaltenden europäischen Großmächte schmerzlich die Grenzen aufgezeigt worden – und hat Ferdinand II. am Ende den demütigenden Verzicht auf Urbino erklären müssen. Vor diesem Hintergrund bzw. der sich seit 1631 (Annexion Urbinos durch den Kirchenstaat) abzeichnenden Entwicklungen mag im »Braintrust« Großherzog Ferdinands II. durchaus das Sensorium dafür geschärft worden sein, die traditionsreiche Aura der »Patria« Florenz und des von ihr aus regierten jungen Großherzogtums legitimatorisch-propagandistisch aufzuwerten. Und dazu mochte auch der Berufung auf die glänzende Rolle der Stadt als Herkunfts- wie Wirkungsort bedeutender Kirchenfürsten, von denen viele in den Kardinalsrang, nicht wenige sogar

auf den Stuhl Petri gelangt waren, über die Vergegenwärtigung ihrer imposanten Sukzession eine nicht zu unterschätzende Bedeutung beigemessen worden sein. Zugleich durfte sich der florentinische und toskanische Adel selbst im vorliegenden Werk in einer Dimension gespiegelt sehen, die über den städtischen und regionalen Bezugsrahmen weit hinauswies.



350-Jahr-Jubiläum der Firma Merck

von Lupold von Lehsten

Am 26. August 1668 erhielt Jacob Friedrich Merck (1621–1678) von Landgraf Ludwig VI. von Hessen-Darmstadt das Privileg, eine Apotheke am Darmstädter Schloßgraben zu betreiben. Zwar blieb die Ehe des Schweinfurters Jacob Friedrich Merck mit der Frankfurter Kaufmannstochter Maria Magdalena Hübner (1618–1681) kinderlos, aber der Neffe Georg Friedrich Merck (1647–1715) aus Schweinfurt übernahm das Erbe und erhielt am 1. Oktober 1678 sein Privileg. Mit den Vietor und Storck heiratete er zweifach in etablierte hessische Beamtenfamilien ein, und mit seinem Sohn Johann Franz (1687–1741), Erbe in der Apotheke in Darmstadt, und dessen Nachkommen entwickelte sich der bis heute blühende Darmstädter Ast der Familie. Weitere Äste und Zweige der Familie Merck verblieben in Schweinfurt bzw. gingen nach Nürnberg, München und Hamburg.

Auch wenn die Entwicklung des eigentlichen Chemieunternehmens »E. Merck« auf Emanuel Merck (1794–1855), einen Urenkel von Johann Franz, zurückgeht, feierte das Weltunternehmen von heute mit mehr als 50.000 Mitarbeitern in diesem Jahr 2018 mit vielerlei Veranstaltungen seinen 350. Geburtstag. Allerdings standen die großen Highlights des Jubiläumsjahres nicht direkt unter dem Motto »Geschichte der letzten 350 Jahre«, sondern dem der »wissenschaftlichen Neugier«, aus der heraus das Unternehmen die nächsten 350 Jahre optimistisch in Angriff nehmen möchte: »Imagine. Immer neugierig – auch in den nächsten 350 Jahren«. Stark beeindruckte die vielen Gäste aus aller Welt der Besuch im »Curiosity space« mit Begegnungen mit neuesten Technologien in modernsten Formaten in den Themenfeldern Healthcare, Life Science und Performance Materials.¹

Zwei Veranstaltungen widmeten sich dennoch ganz konkret und sehr inhaltsreich der Geschichte des Unternehmens. Zum einen wurde am 4. September 2018 in der Orangerie in Darmstadt ein neues, umfangreiches wissenschaftliches Werk zur Merck-Geschichte vorgestellt (vgl. die Vorstellung im Kasten, S. 21), und zum anderen hat die Gesellschaft Deutscher Chemiker den »Pützer-Turm«, der seit 1904 das Firmen-Areal am Hauptstandort von Merck markant kennzeichnet, zur »Historischen Stätte der Chemie« gewählt.

Bei der Buchvorstellung präsentierte ein Team von vier namhaften Historikern als Autoren und jeweils geladenen »Kritikern« vier große Kapitel der Unternehmensgeschichte. Michael Kißener (Mainz) stellte heraus, dass zur Gründung der Merck'schen Apotheke in Darmstadt längst noch nicht alles erforscht sei. Coautor Frank Kleinhagenbrock ist sich bis heute nicht sicher, ob der für Wesselburen im Herzogtum Holstein genannte Apotheker Jacob Friedrich Merck wirklich mit dem Darmstädter Apothekengründer identisch ist. Apotheker gehörten 1668 noch zu den Handwerkern, wa-

¹ Vgl. <https://www.merckgroup.com/de/company/350anniversary.html>.

ren aber ohne Zunftzwang. Durch Heiraten etablierte sich die Familie. Der große Familienverband und seine gute interne Kommunikation wiederum ermöglichte leichtere Kreditvermittlung. Allerdings war die Familie Merck schon im 17. Jahrhundert umfangreich in Kreditgeschäfte involviert, wie Coautor Ludolf Pelizaeus erforscht hat. Als Hoflieferant hatte man Vorteile, u. a. bei der Belieferung des Militärs, war aber auch im Hinblick auf Rabatte gegenüber dem Landesherren erpressbar. 1669, nur ein Jahr nach Jakob Friedrichs Start in Darmstadt, wurde die Hessen-Darmstädtische Medizinalordnung erlassen, mit dem Ziel, möglichst niedrige Preise zu garantieren. Den Apothekern blieb, auf der Basis günstiger Rohstoffe selbst die Produkte herzustellen, und das Bemühen, Kapital zu akkumulieren.

Im Fall der Familie Merck kam der günstige Umstand hinzu, dass immer ein passender Nachfolger zur Stelle war. In Vakanzen, z. B. fast zwei Dutzend Jahre bis 1780, führten bisweilen die Witwen souverän das Unternehmen (so Elisabeth Katharina, geb. Keyser, 1706–1786). Michael Kißener berichtete über manches Glück beim Kreditgeschäft und der Wahl der Finanzberater. Zur Hälfte wurden die Kredite an Privatpersonen und zur Hälfte an Institutionen gegeben, bei wenigen Ausfällen. Auch hier war manche Heirat zum Vorteil der Familie, und sogar die Schwiegersöhne und ihre Familien leisteten ihre Beiträge zum Aufbau des Familienkapitals.

Emanuel Merck schließlich konnte sein Talent und sein Vermögen zum richtigen Zeitpunkt, der beginnenden Industrialisierung, einsetzen. Bei Johann Bartholomäus Trommsdorff (1770–1837) in Erfurt in die Lehre gegangen, leitete er die naturwissenschaftliche Wende ein und begann die moderne Fabrik aufzubauen. Er erkannte den Dreischritt: Der naturwissenschaftlichen Erkenntnis folgen die kaufmännische Prüfung und schließlich der Betrieb und der Verkauf. Anfang des 19. Jahrhunderts veränderte sich die Gesellschaft rasant und löste die Zwänge auf. Ob im Erfolg der Firma E. Merck ein Geheimnis verborgen war, ließ Michael Kißener offen. Er zählte die Vernetzung in der Hofgesellschaft, die Rolle der Frauen, die Reinheitsgarantie des Unternehmens und die Innovationsfreudigkeit als benennbare Faktoren auf. Die Unterstellung einer genetischen Vorprägung in der Familie lehnte der Referent ab, vielmehr waren die Mitglieder der Familie Merck stets auf der Höhe des wissenschaftlichen Bewusstseins ihrer Zeit. Für die Diskussion des ersten Teils kommentierte Oliver Auge (Kiel) die Ausführungen Kißeners.

Zum zweiten Abschnitt, der Industrialisierung 1827 bis 1914, schilderte Hermann Schäfer (vormals Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland) die Umwandlung der Apotheke in eine Fabrik 1827 bis 1843, deren langsamen Ausbau und die diffizilen Übergänge zwischen den Generationen, Konflikte der Gesellschafter in den 1880er Jahre und jeweils neue Firmenverträge. Der Erfolg der 1827 neu gegründeten Fabrik beruhte auf neuen Produkten, neuen Produktionsmethoden und neuen Absatzmärkten. Erfolgreich wurden das in hoher Qualität/Reinheit hergestellte Morphinum und der Alkaloidkasten von 1838 für Justus Liebig. Auch äußere Faktoren bedingten den Aufstieg: Zollunion und Eisenbahnbau. Entscheidend blieben aber Emanuel Mercks Neugier an Neuem und bei mancher Diversifizierung (z. B. eine Zuckerfabrik) die Konzentration auf das Familienunternehmen. Schon früh erzielte Merck ein Drittel sei-

nes Umsatzes in Amerika. Nach dem frühen Tod von Emanuel Merck 1855 konnten die drei Söhne arbeitsteilig die Aufgaben übernehmen und überwinden den vorherrschenden Paternalismus. Zwar zahlte die Firma überdurchschnittliche Sozialleistungen, lehnte aber eine Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften ab. In der dritten Generation nach Emanuel führten die neun Teilhaber Regulierungskämpfe, die erst in einem neuen Gesellschaftervertrag geordnet werden konnten. Ab 1901 folgte der Neubau der Fabrik auf der grünen Wiese an der Frankfurter Straße, dem heutigen Darmstädter Standort. Mit Boehringer (Mannheim), Knoll (Dresden), Riedel (Berlin) gab es Produktions- und Verkaufskonventionen (MBK). Als entscheidende Faktoren für die Weiterentwicklung des Unternehmens in dieser Zeit nannte Schäfer die frühe Internationalisierung, auch nach dem Erfolg in den USA, und den nach außen stets gewährten Familienzusammenhalt. Cornelius Torp (München) betonte in seinem Kommentar nochmals die fortschrittliche, umfassende betriebliche Sozialpolitik, die allerdings auch mit hohen Erwartungen an Treue, Loyalität und Dankbarkeit der Arbeiterschaft verbunden war. Die Verklammerung von wissenschaftlicher Forschung und industrieller Produktion gelang auch dank der expandierenden Naturwissenschaften an den Universitäten. Zwar führte Merck extrem viele Produkte (ca. 12.000), aber Gewinne brachte vor allem das Kokain. Der hohe Grad der Internationalisierung (»Apotheke der Welt«) ließ die Substanz heranreifen, die die Abschottung in den Jahren 1914 bis 1945 überstehen half.

Die Geschichte des Unternehmens E. Merck in dieser Zeit der Weltkriege stellte Joachim Scholtyseck (Bonn) vor. Marksteine der Zeit waren zunächst der Abbruch des Amerikageschäfts 1917 (mit der Expropriierung der Familie in den USA) und der Verlust des Russlandgeschäfts 1917/18. Zudem wuchs die Zahl der Teilhaber. Um das Familienbewusstsein zu beschwören und zu heben, wurde u. a. die Merck'sche Familienzeitschrift gegründet. Nach einem Übergang der Firmenleitung 1920 auf Fritz, Louis, Karl (der Einflussreichste) und Wilhelm, berief man zunächst 1924 den ersten Externen als Manager: den universalen Finanzmanager und Danat-Bankier Bernhard Pfotenhauer (1884–1945). Dieser übernahm 1925 auch die kaufmännische Leitung der Firma und drängte die Familienmitglieder Merck in eine passive Rolle. Rückwirkend würdigten diese die Rolle Pfotenhauers in der schwierigen Zeit der Wirtschaftskrise und erhoben die Berufung von Externen in die Firmenleitung für Krisenzeiten zur Maxime. Am Vorabend des Zweiten Weltkriegs hatte der Export bereits wieder die Hälfte des Umsatzvolumens erreicht und Merck-Darmstadt 4.000 Mitarbeiter. Für die IG-Farben AG war Merck zu klein und zu unattraktiv und blieb daher selbstständig. Zwar war mit dem 1931 eingeweihten neuen Hauptlaboratorium ein weiteres Prunkstück im Unternehmen geschaffen worden, aber auch wegen eines Modernisierungsrückstands war Merck für die Vereinnahmungsstrategien der Nationalsozialisten schlicht nicht interessant genug. Dennoch arrangierten sich, so Scholtyseck, die Unternehmensleitung und die Familie weniger aus Überzeugung als aus Opportunismus mit den NS-Machthabern, allen voran Karl Merck und Bernhard Pfotenhauer. Merck nahm an keiner Diffamierung von Juden teil, weil es im Unternehmen keine Mitarbeiterinnen oder Mitarbeiter jüdischer Konfession gab. Aber

man distanzierte sich von jüdischen Händlern. Ca. 570 bis 685 Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter wurden offenbar genauso gut oder schlecht behandelt, wie meist überall. Später hat das Unternehmen allerdings viel für die Aufarbeitung des Zwangsarbeitereinsatzes getan und für angemessen gehaltene Entschädigungen gezahlt. Außer der Produktion von Wasserstoffperoxid gab es von Seiten des Unternehmens Merck auch keine eigentliche Rüstungsproduktion. Allerdings versuchte Bernhard Pfotenhauer 1942 mit Unterstützung von Karl Merck, die Familie aus dem Unternehmen hinauszudrängen. Dieses Unterfangen ist allein wegen des Kriegsverlaufs und des Zusammenbruchs des NS-Regimes nicht erfolgreich verlaufen. Bernhard Pfotenhauer hat mit seiner Frau, einer Tochter und einer Enkelin einen kollektiven Suizid unternommen. Durch dieses tragische Geschehen fand die Familie ab 1945 bei den alliierten Machthabern rasch wieder Vertrauen und konnte bereits 1945 wieder mit der ersten Produktion beginnen. 1948 wurde die Treuhänderschaft aufgehoben. In seinem Kommentar betonte Werner Plumpe (Frankfurt am Main), dass die Firma E. Merck zu den Kriegsverlierern gehörte. Ohne die Weltkriege hätte Merck weit mehr verdient und wäre stärker expandiert. Das Verhalten der Familie insgesamt zum NS-Regime sei durch Pragmatismus und Opportunismus gekennzeichnet gewesen. Je weniger einflussreich und wichtig die Stellung einer Person war, desto größer war zumeist ihr Engagement für den Nationalsozialismus, um besser wahrgenommen zu werden und um bekannt zu bleiben. Entscheidend sei aber gewesen, so Plumpe, wie viel Entscheidungsspielraum eigentlich ein Unternehmer wie Wilhelm, Louis oder Karl Merck gehabt hätte. Dies und damit die Optionen, die der Einzelne tatsächlich gehabt habe, ließen sich heute meist nur schwer sachgerecht bestimmen.

Der schwierigen Aufgabe, den vierten Zeitabschnitt des Unternehmens Merck vom Zweiten Weltkrieg bis zur Gegenwart vorzustellen, unterzog sich Carsten Burhop (Bonn). Er erläuterte, wie Karl Merck, der als einziger der Familie mit den Nationalsozialisten engagiert kooperiert hatte, nach 1945 das Heft in die Hand nahm und die Devise ausgab: nur durch Arbeit aus der Krise und Not. ›Sauberkeit‹ sollte auf allen Gebieten herrschen. Erst 1951 gab es wieder eine erste Bilanz, 1953 wurde die AG-OHG unter Peter Reinhold und Fritz Groos im Aufsichtsrat und Peter und Karl Merck im Vorstand geschaffen. 1954 wurde ein neuer Gesellschaftervertrag eingeführt. Erst in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre fand eine Konsolidierung der Konflikte zwischen Aufsichtsrat und Vorstand statt. Anfang der 60er Jahre überdeckte die ungemein positive Geschäftsentwicklung, vor allem im Ausland, alle Reibungen. Immer wieder hinderten die Firma Finanzierungsengpässe. Kennzeichen für Merck war wiederum die Vorreiterrolle in der Internationalisierung, auch mit Auslandsinvestitionen, vor allem in Westeuropa und Iberoamerika, in den 70er Jahren in Asien.

Der Neuaufbau der Forschung begann 1945 mit acht Personen. Vitaminforscher Direktor Otto Dalmer (1894–1960) blieb umstritten und verließ das Unternehmen 1955 wieder. Seit dem 1.1.1960 war Jan Thesing (1924–2018) Leiter der Forschung. Er stellte einen großen Nachholbedarf fest. Bis Ende der 1960er Jahre stieg der Anteil der Forschung am Umsatz von 4,5 auf 7,3 %, und es stellten sich manche Erfolge ein: z. B. mit den Präparaten

Nasivin, Eubitol, Novothyral. Erste Erfolge waren auch bei den Forschungen von Klaus Irmscher und Rüdiger Pohl im Bereich der Flüssigkristalle zu verzeichnen. Als Nachfolger von Jan Thesing wurde Günther Häusler von dem Vorstandsvorsitzenden Hans Joachim Langmann gewonnen. Der 22. Betablocker, Concor, wurde ein Blockbuster. In den 1990er Jahren erfolgte erneut eine strukturelle Neuordnung. Die Rendite der Aktien ist seit 2007 ungewöhnlich stark gestiegen.

Jan-Otmar Hesse (Univ. Bayreuth) stellte in seinem Kommentar heraus, dass zum Erfolgsrezept wurde, dass stets Naturwissenschaftler und Techniker an der Spitze des Unternehmens standen. Merck blieb beharrlich in der Forschung aktiv, ein Glücksfall war der Kauf der Flüssigkristallforschung von Hoffmann-La Roche. Gegen Beratungsunternehmen blieb Merck weitgehend resistent oder immun. Zentral blieb auch der Einfluss der Familie, wenn auch viele Projekte an der Kapitalknappheit scheiterten. Aber großer Streit und ein Ausscheren von Teilen der Familie konnten stets glücklich vermieden werden.

Wie eine Familie und ein (Welt-)unternehmen zusammenpassen, erläuterte abschließend bei dieser Buchvorstellung Tom Rüsen (Witten). Während ein Unternehmen rein gewinnorientiert zu arbeiten sucht, ist die Familie ein emotionales Zentrum. Gemeinsam ist beiden nur, dass sie hier eine gemeinsame Verantwortung für ein Unternehmen haben. Daher bleibt als Maxime ›Überleben‹, statt Gewinne zu erzielen. Familien haben den unbedingten Willen zur Fortführung des Unternehmens, statt gewinnbringend zu verkaufen. Sind sie erst einmal ›enkelfähig‹, entwickeln sie ein langfristiges Denken auch gegenüber Durststrecken. Sie pflegen strategisch eine endogene Diversifikation. Unternehmerfamilien fördern bewusst die Ausbildung von Beziehungskanälen. Sie bauen Beziehungskapital auf und versuchen es zu vermehren, auch gegenüber Mitarbeitern, Lieferanten, Kunden. Diese Eigenschaft eines Familienunternehmens wirkte sich besonders günstig auf das Asiengeschäft aus, wo außerordentlich viele Familienunternehmen existieren. Für Familienunternehmen gilt es, Personen zu identifizieren, die in kritischen Momenten integrieren. Zusammengefasst entwickeln Familienunternehmen vielleicht so etwas wie eine spezifische Intelligenz zum Überleben gegen die Ökonomie. Bei ihnen stehen Innovation gegen Tradition, schnelles Wachstum gegen Autonomie und Wandel gegen Identitätserhalt. Wie dies im Zeichen der Digitalisierung gelingen kann, bleibt abzuwarten. Jede Generation muss neu die Balance zwischen Familie und Firma finden. Als Strategie für das ›Obenbleiben‹ empfahl Rüsen u. a. die Weitergabe der Werteidentität und die Entwicklung der Kompetenz der Familienmitglieder – und er stellte die Heiratsstrategie erneut in den Vordergrund. Dies sei jedenfalls vor 350 Jahren besonders erfolgreich gewesen.

Der Pützer-Turm der Firma Merck

Darmstadt, 12. September 2018



MERCK

Am 12. September 2018 luden die Merck AG und die Gesellschaft Deutscher Chemiker zu einem Festakt nach Darmstadt ein. Der Pützerturm wurde zu einer »Historischen Stätte der Chemie«.¹ Das markante Gebäude am Haupteingang des Werkge- ländes wurde 1905 nach Plänen des Architekten Friedrich Pützer (1871–1922), der seit 1897 als junger Hochschulassistent nach Darmstadt gekommen und 1902 bereits zum ordentlichen Profes- sor ernannt worden war, errichtet und diente Mitarbeitern als Wohn- ung. Pützer hatte auch eine Unfall- und Krankenstation und einen Feuerlösch-Geräteraum darin untergebracht. Neben dem Turm hatte Pützer auch die Verwaltung, Laboratorien, eine Arbeitersiedlung und weitere Gebäude geplant bzw. überar- beitet und damit bis heute die Eingangsfront des Firmengelän- des von Merck mitgeprägt. Der Turm war das erste frei- stehende Turmgebäude ohne technische Nutzung (Hochhaus) in Deutschland.² Schon vor der

Zeit seiner Errichtung hatten die Familie und das Unternehmen sich vielfach mit dem schwieri- gen Start in New York/USA aus- einandergesetzt und von dort sicher auch Anregungen zum Hochhausbau erhalten. Der Turm steht aber vor allem für den Ent- schluss, den Neubau der Fabrik an der Hammelsdrift zu realisie- ren. Hohe Produktions- und Ge- winnsteigerungsraten nach 1907 zeigten die Richtigkeit dieser Entscheidung.

2018 hat die Gesellschaft Deut- scher Chemiker, in der Merck tra- ditionell vertreten ist, den Turm, stellvertretend für das stets in- novative Chemieunternehmen Merck, als »Historische Stätte der Chemie« gekennzeichnet.³ Neben dem Vorsitzenden der Merck-Geschäftsleitung, Dr. Ste- fan Oschmann, und dem Präsi- denten der GDCh, Dr. Matthias Urmann, hielten Joachim Schol- tyseck (Bonn) über die 350-jäh- rige Geschichte, Dirk Trauner (New York) über den Chemiker als Architekten und Henning Hopf (TU Braunschweig) über die Frage, wie Neues entsteht, die Festvorträge. Für den Festakt hatten die Mitarbeiter von Merck Corporate History eine Broschü- re vorbereitet. Unter dem Motto »Immer neugierig« hat Merck auch die 16. Ausgabe im 130. Band der Zeitschrift »Angewand- te Chemie« mitgestaltet. In dem Heft werden u. a. die Gewinner der Emanuel-Merck-Vorlesung und des Heinrich-Emanuel- Merck-Preises vorgestellt. Vor al- lem finden sich hier viele Beiträge zur »Neugier und Wissenschaft« (u. a. von George M. Whitesi- des), der wunderbar anregende Festvortrag von Dirk Trauner

über Parallelen zwischen Che- mikern und Architekten und ein Beitrag von Klaus Griesar, John Bessant und Sabine Bernschnei- der-Reif über »Das Rezept für die Langlebigkeit von Unternehmen – aus der Sicht des »Innovations- managements««. Zusammen mit Timo Gruber hat Sabine Bern- schneider-Reif fünf Prinzipien he- rausgearbeitet und auch grafisch einfach fassbar gemacht: kühne Hypothesen wagen; miteinander reden und sich austauschen; Netzwerke bilden; international denken und ein gutes Verhältnis zwischen Ökonomie und Wissen- schaft pflegen. Diesen Prinzipien steht die Leitlinie des Familien- unternehmens zur Seite: Famili- enangehörige auch auf anderen Feldern von Wissenschaft und Beruf möglichst gut ausbilden und als Assessment-Center nut- zen.

Wir wünschen allen Nachkom- men der Familie Merck für die kommenden 350 Jahre – wie CEO Stefan Oschmann es vorge- geben hat – weiterhin viel Neu- gier und Erfolg!

Historische Stätten der Chemie:

- 2018 Pützer-Turm der Firma Merck
- 2017 August Wilhelm von Hofmann und die Gründung der Deutschen Chemischen Gesellschaft in Berlin
- 2016 Johann Wolfgang Döbereiner und das Hellfeldsche Haus in Jena
- 2015 Joh. Hartmann und das „Laboratori- um Chymicum Publicum“ in Marburg
- 2014 Friedrich August Kekulé und das Alte Chemische Institut Bonn
- 2013 Dr. Otto Roelen und das Werk Ruhrchemie in Oberhausen
- 2013 Chemisches Laboratorium Fresenius Wiesbaden

¹ Der Pützerturm, urspr. »Beamtenturm«, hat derzeit auch einen wikipedia-Eintrag: <https://de.wikipedia.org/wiki/Pützerturm> [Zugriff 19.12.2018].

² So Hermann Schäfer, in: Merck 1668–2018, München 2018, S. 167 und 553.

³ S. <https://www.gdch.de/gdch/historische-staetten-der-chemie.html>.



Buchvorstellung

Merck 1668–2018. Von der Apotheke zum Weltkonzern / herausgegeben von Carsten Burhop, Michael Kißener, Hermann Schäfer und Joachim Scholtyseck. München: C.H. Beck, Festeinband, 719 S., Ill., ISBN 978-3-406-70037-8.

Zum 350-jährigen Jubiläum der Verleihung eines Apothekenprivilegs in Darmstadt an Jacob Friedrich Merck, aus dem das heutige Familienunternehmen für Chemie- und Pharmaprodukte hervorgegangen ist, haben das Unternehmen und die Familie eine veritable Firmengeschichte in Auftrag gegeben. Das Werk ist in vier Bereiche mit je drei Abschnitten und Kapiteln eingeteilt. Und für jeden Bereich wurden gleich mehrere ausgewiesene Fachgelehrte gewonnen: Den Bereich über die Ursprünge und die Ausgangslage des chemisch-pharmazeutischen Unternehmens (S. 31–97) erarbeitete Michael Kißener unter

Mitarbeit von Ludolf Pelizaeus und Frank Kleinhagenbrock. Für den Bereich »Im Bann der Industrialisierung (1827–1914)« (S. 101–216) konnten Hermann Schäfer und die Mitarbeit von Tania Rusca, Nina Schnutz und Wolfgang Treue gewonnen werden. Den dritten Bereich »Im Zeitalter der Weltkriege (1914–1948)« (S. 219–348) übernahm Joachim Scholtyseck unter Mitarbeit von Patrick Bormann. Und den vierten Bereich »Vom Wirtschaftswunder zum Global Player (1948–2018)« (S. 351–503) verantwortet Carsten Burhop unter Mitarbeit von Andreas Jüngling. In dem wichtigen Namensregister sind leider nur sehr vereinzelt den Personen Lebensdaten beigegeben. Ein Firmenregister und Literaturverzeichnis schließen sich an. Man hätte sich noch ein Register der Produkte von Merck gewünscht, wenn man bedenkt, welche Assoziationen diese Namen bei allen Kunden und vor allem den »Mercksern« selbst wachrufen.

Schwierig zu handhaben sind in dem Buch die Endnoten (S. 507–650!). Das Buch ist in vier Bereiche mit je drei Abschnitten und dann folgende Kapitel eingeteilt. Die Nummerierung der Endnoten beginnt nun bei jedem Abschnitt neu. Der zugehörige Abschnitt ist zwar bei den Endnoten in einer Kopfzeile numerisch genannt (z. B. »I. 2 1758–1805: Pharmazie und Geldverleih«), aber in den Kopfzeilen über dem Text fehlt die numerische Bezeichnung, was das Zuordnen erschwert. Als gut gelungen empfindet der Rez. die vier Stammtafeln, auf denen nur die im Text erwähnten Familienangehörigen

mit ihren Ehepartnern aufgenommen wurden und in denen Funktionsträger im Unternehmen rot gekennzeichnet sind.

Das Werk erscheint in einer eindrucksvollen Geschlossenheit. Die ökonomischen Aspekte des Unternehmens, z. B. die immer wieder schwierigen Entwicklungen zur nächsten Fassung des Gesellschaftervertrages oder zur nächsten Rechtsform des Unternehmens, sind umfassender dargestellt als die Details der Entwicklung der chemischen Produkte. Dies beginnt bereits im ersten Bereich, in dem (zu Recht) dem neu von Ludolf Pelizaeus erforschten Geldmarktgeschäft der Familie Merck im 17. und 18. Jahrhundert mehr Platz eingeräumt wurde, als den Vorgängen in der Apotheke mit Produktion und Verkauf, von denen wir nur wenig wissen. Alle Bereiche werden durch Einführungen in den historischen Kontext eingeordnet und mit der parallelen Entwicklung von anderen Industrieunternehmen häufig verknüpft. Das Werk beeindruckt am meisten durch den Detailreichtum, mit dem ökonomische Daten und die Firmenpolitik bis in die Gegenwart ausgebreitet und analysiert werden. Dem Unternehmen und der Familie kann zu diesem unabhängigen grundlegenden Geschichtswerk über sie selbst herzlich gratuliert werden. Mögen die kommenden Generationen wie die Fachwissenschaft es mit hohem Gewinn genau studieren!

Jahrestagung der Ranke-Gesellschaft e. V. in Berlin: »Europa und das Meer«

von Christian Hoffarth & Lupold von Lehsten

Die Jahrestagung der Ranke-Gesellschaft mit ihrer jährlichen Mitgliederversammlung fand am 26. und 27. September 2018 in Berlin und Potsdam, im Deutschen Historischen Museum und im ZMSBw (Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr) statt und stand voll und ganz im Zeichen der eindrucksvoll gestalteten Ausstellung »Europa und das Meer« (13. Juni 2018 bis 6. Januar 2019).

Die Fachbereichsleiterin Sonderausstellungen des DHM, Dorlis Blume, begrüßte alle Teilnehmer und führte kompetent und unterhaltsam durch die Ausstellung. Sie begrüßte die Teilnehmer auch am Abend im Kinosaal des Zeughauses (DHM) und dort als Referenten Prof. Dr. Oltmanns, d. Res. Jürgen Elvert. Dabei wies sie mehrfach auf das reichhaltige Veranstaltungsprogramm mit weiteren Vorträgen und Podiumsdiskussionen im DHM hin: »Das Meer als Brücke und Grenze«, »Die Frage, wem das Meer eigentlich gehöre«, »Die Nutzung und Ausbeutung der Meere« sind grundlegende Themen.

In seinem Abendvortrag berichtete Jürgen Elvert zunächst über die Genese des Projekts. Es faszinierte, wie aus einer Idee eine solche in ihrer Wirkung beeindruckende Ausstellung werden konnte! Elvert, der Vorsitzende der Ranke-Gesellschaft und Inhaber des Jean-Monnet-Lehrstuhls an der Universität Köln, meinte im Jahr 2012, dass zwar kein dem *cultural turn*, dem *spatial turn* oder gar dem *imperial turn* vergleichbarer *maritime turn* nötig sei, aber doch ein neuer historischer Schwerpunkt diesen Zuschnitts gebildet werden müsse. Doch nach fünf Jahren Arbeit an diesem Projekt, dessen Höhepunkt und Abschluss die Ausstellung darstellt, hat Elvert heute erkannt, dass ein solcher *maritime turn* wichtiger sei denn je: 70 Prozent der Erde sind von Wasser bedeckt, 80 Prozent der Menschen leben am Meer, über 90 Prozent der Waren des Handels werden über das Meer transportiert.

Die sich darin abzeichnende politische, strategische und ökonomische Bedeutung des Maritimen hat nicht zuletzt die Regierung der USA augenscheinlich sehr gut erkannt und daher schon immer in einzigartiger Weise einen besonderen Schwerpunkt auf ihre Präsenz auf den Weltmeeren gelegt. Nicht zuletzt war das Meer durch die Immigration freilich auch zentral für die Herausbildung der amerikanischen Kultur.

Zwar habe also die Politik die Bedeutung des Meeres erkannt, in Kultur- und Gesellschaftswissenschaften hingegen herrsche gegenüber dem Meer eine gewisse Ignoranz, so Elvert. Dabei böten sich für die Geschichtswissenschaft interessante Perspektiven: Schon an Wertengeschichten würden komparatistische und trans- bzw. interdisziplinäre Aspekte deutlich.



Das Meer in den Fokus nehmen, hieße, immer den Austausch und die Veränderung in den Kulturen zu untersuchen. Daraus wiederum leitete Elvert neue Fragestellungen ab: Bedeutung von Hafenstädten als Knoten im europäischen Vergleich; Handel, politische und ökonomische Macht, Kulturtransfer. Aus den durch diese Ansätze zu gewinnenden Erkenntnissen sollten neue Beiträge, neue Sichtweisen, ein neues Interesse für das Meer erwachsen. Denn für die Geschichte der europäischen Expansion, den Kolonialismus und nicht zuletzt den Nationalismus sei die maritime Fragestellung zentral. Der heute große Bedarf an übergreifenden Fragestellungen und Darstellungen (z. B. zur Erklärung des Nationalstaats) fände im Bereich der maritimen Geschichte reichlich Material. Nationen stünden nicht allein, ihre Einbettung in übergreifende Fragestellungen sei jedoch noch häufig ein Desiderat. Übergreifende Narrative seien gefragt.

Elvert benannte in seinem Vortrag zwölf Thesen:

1. Die Geschichte der Europäischen Nationalstaaten habe sich nur vor dem Hintergrund der internationalen Verflechtung vollziehen können.
2. Seit der Moderne (1500) ist diese Geschichte entscheidend durch internationale Verflechtungen geprägt.
3. Daraus ergäben sich auch Kolonialismus und Imperialismus, mit Rückwirkungen.
4. Die Begegnungen mit den Anderen waren zunächst von Unverständnis geprägt: durch Abwertung, Vorurteile (Gradmesser europäischer Wissensdefizite). Als Beispiel nannte Elvert die Begegnung mit China.
5. Diese Defizite wurden meist schon von Zeitgenossen erkannt und Strategien zu ihrer Überwindung vorgeschlagen. Dies förderte auch die Ausdifferenzierung des europäischen Wissens, der Architektur, Malerei usw.
6. Diese reflexive Fortschrittsbewegung war nur wegen der Schifffahrt und des Schiffbaus möglich! Durch Beobachtung der Natur, Entwicklung der Bewegung in fremden Gewässern und den hierfür nötigen Schiffbau erlangten die Europäer die Möglichkeit, das Fremde zu entdecken.
7. Im 15. Jahrhundert war das technologische Wissen für Übersee-Fahrten gegeben. Vorher waren der Handel und die Begegnung mit dem Fremden eher ein Zufall an den Rändern des bekannten Horizonts.
8. Seitdem waren die Europäer in der Welt unterwegs: Verkehrswege bedingten Wege der Informationen und des Handels. Auf diese Weise ergab sich eine Beeinflussung vieler anderer Regionen, auch in rechtlicher und religiöser Hinsicht.
9. Der Transport von Gütern brachte Veränderungen mit sich: Neue Nutzpflanzen wurden entdeckt, der Orientalismus entwickelte sich zur Modeerscheinung, die Tee- und Kaffee-Kultur, die Zigaretten und viele weitere Modegüter veränderten Europa.
10. Hierbei bildeten Hafenstädte die zentralen Knotenpunkte. Sie waren die Umschlagsplätze für Ideen aus dem Hinterland in die ganze Welt und umgekehrt, sie waren vor allem Knoten der Kommunikation. Die typisch europäische Infrastruktur für Hafenstädte, die Weltoffenheit der Bevölkerung etwa, bezeichnete Elvert als einzigartig. Häfen seien Keimzellen von Neuem, der Avantgarde.

11. In Hafenstädten fanden sich besonders häufig die klassischen Akteure: jeweils in einem bestimmten zeitlichen Kontext.

12. Menschen und ihr Handeln formten die europäische Zivilisation. Sie waren Akteure in einem jahrhundertelangen Austauschprozess. Das Meer war hierbei das verbindende Element.

Welche Bedeutung das Meer für Europa hatte bzw. welche Veränderung der Welt durch die Europäer über das Meer vorangetrieben wurde, fächerte Jürgen Elvert an einigen Beispielen auf:

Gängige Modelle erklären das Entstehen Europas als Weltmacht meist mit einem Defizit an maritimer Relevanz (Divergenzdebatte). Aber reicht hier der Verweis auf die innereuropäische Rivalität? Diese war nach Jürgen Elvert nur einer von vielen Faktoren des Aufstiegs Europas. Die Trennung von Staat und Kirche, die Entwicklung des Rechtsdenkens, die Kopernikanische Wende, die Wissenschafts-Revolution trugen alle als Faktoren zur europäischen Entwicklung bei. Die Reduktion auf bloße soziale oder kulturelle Besonderheiten sei – so Elvert – unzulänglich. Schon Sir Walter Raleigh (1552/54–1618) erkannte: Weltherrschaft setzt Meeresherrschaft voraus.

Als weiteren Faktor nannte Elvert die immer größere Fülle an neuen Importen im Europa der Frühen Neuzeit: Wunderkammern (Exponate sind Projektionsflächen der europäischen Sammler), Anregungen für die Wissenschaft zu Katalogisierungen und Strukturierungen. Durch das Wachsen der Sammlungen erfolgte eine Veränderung: der Wandel zum modernen Museum mit Wissensproduktion und -verständigung. Denn die Wissenschaft begann zu fragen, welche Bedeutung die Sammlungsstücke in ihrer Originalumgebung hätten (Einhorn/Narwal). Es entstanden neue Ordnungen. Auch Gehege von exotischen Tieren (Menagerien) führten im 17. Jahrhundert zur Systematisierung. Die Natur war vor der Erfahrung des Fremden besser zu ordnen und damit besser zu verstehen. Erst erfolgte die Entdeckung, dann die Analyse. Daraus entstanden die wissenschaftlichen Akademien als Knotenpunkte und der Wettbewerb in den Wissenschaften. In der Folge musste Europa neu von außerhalb bewertet werden.

Gerade beim Meer zeigt sich diese Verknüpfung: Die Entdeckungsfahrten seit dem 15. Jahrhundert führten zu ersten Fragen auf dem Feld der physikalischen Ozeanologie und Meeresbiologie. Diese beeinflussten und veränderten die Schifffahrt. Sie wurde sicherer und erfolgreicher. Ähnlich erfolgte später die Entwicklung des Telegrafienwesens. Das Unterwasserkabel konnte seit den 1850er Jahren als Atlantikkabel nur nach akkurater Tiefenmessung verlegt werden. Die Meereskunde fand immer mehr Resonanz in der Öffentlichkeit: Jules Verne schrieb seine Romane, Aquarien wurden aufgebaut.

Die Meere erschienen zuvor leer und bedrohlich. Seit 1850 bildeten sie einen neuen Entdeckungsraum: Vermessung und Kartierung wurden eine nationale Aufgabe. Daraus ergaben sich imperialistischer Wettbewerb, zugleich aber auch ein wachsender Welthandel.

Dann traten emotionale Faktoren hinzu, die die Sicht der Europäer auf das Meer gründlich veränderten. Die Entzauberung durch die Meeresforschung und das stetige Anwachsen des Wissens werden begleitet von romantischer Verzauberung des Meeres: Das Meer wurde Sehnsuchtsort. Parallel ergab sich die Schaffung einer vertikalen Wunderdimension be-

züglich der Tiefe der Meere und des Weltalls. Die Sehnsucht nach dem Unbekannten, das Staunen über die Unendlichkeit der Tiefe und der Weite wurde geboren.

Wissen und Staunen entstanden als Spannungsfeld. Das Meer bot den Raum für Grenzerfahrungen. Das Menschsein hieß hier »Grenzen ziehen und an Grenzen zu stoßen«. Diese Methode wurde auch auf gesellschaftliche Gruppen, Staaten und Nationen übertragen. Grenzen sind dabei ex- und inklusiv zugleich. Das Meer als Grenzenloses bildet hierbei eine Antithese, eine unbezähmbare Urgewalt. Und das Überwinden dieser Grenzen bildet ein Merkmal menschlicher Existenz und das zentrale Movens der europäischen Geschichte. In der Moderne erfolgten eine Entmythologisierung und neue Entdeckung durch für den technischen Fortschritt. Parallel aber wurde die Tiefe entdeckt. Dies alles motivierte zu stetiger Reise um die ganze Welt, wo man sich durch neues Wissen weiterzuentwickeln bereit war und den Sinn für Fremdwahrnehmung schäufte.

Die sich am folgenden Tag anschließende Buchvorstellung nebst Podiumsdiskussion in der Villa Ingelheim in Potsdam, dem Sitz des ZMSBw, unterwarf die Thesen, die Elvert in seiner monumentalen Monographie¹ sowie im Vortrag tags zuvor entwickelt hatte, einer kritischen Betrachtung. Als Diskutanten waren neben Elvert Prof. Dr. Jörg Baberowski, Inhaber der Professur für die Geschichte Osteuropas an der Humboldt-Universität zu Berlin, sowie Vizeadmiral a. D. Lutz Feldt, ehemals Präsident des Deutschen Maritimen Instituts in Bonn,² geladen. Die Moderation lag in den Händen des amtierenden Kommandeurs des ZMSBw, Kapitän zur See Dr. Jörg Hillmann.

1 Jürgen Elvert, Europa, das Meer und die Welt. Eine maritime Geschichte der Neuzeit, München 2018.

2 S. <https://deutsches-maritimes-institut.de>.



V. l. n. r.: Jörg Baberowski, Jörg Hillmann, Jürgen Elvert, Lutz Feldt.

In seinem Eingangsvotum lobte Feldt zunächst Elverts Buch sowohl inhaltlich als auch stilistisch und bestätigte mit Nachdruck die eminente Signifikanz des Meeres für den Menschen, die er mittels Verweisen auf Kunst und Literatur noch einmal eigens akzentuierte: »Wenn Du ein Schiff bauen willst, dann trommle nicht Männer zusammen, um Holz zu beschaffen, Aufgaben zu vergeben und die Arbeit einzuteilen, sondern lehre die Männer die Sehnsucht nach dem weiten, endlosen Meer«, so lautet ein

weitverbreitetes Zitat, zugeschrieben dem französischen Schriftsteller Antoine de Saint-Exupéry (1900–1944). Im Weiteren machte es sich Feldt zur Aufgabe, eine Grundlage für die weitere Diskussion zu schaffen, indem er auf potentielle Desiderate und mögliche Schwächen in Elverts Konstruktionen hinwies. So stellten dessen Ausführungen zwar vieldimensional und in aller Deutlichkeit vor Augen, welche herausragende Rolle Macht, auch insbesondere Seemacht für das Kräfteverhältnis zwischen den Akteuren auf unterschiedlichsten Gebieten einnehme – zu denken ist hierbei nicht nur an Handel und Ökonomie, sondern etwa auch an Wissensakkumulation und Deutungshoheiten. Dabei würde jedoch die Bedeutung des erfolgreichen Kriegshandwerks auf See ein Stück weit vernachlässigt. Die großen Seeschlachten der Geschichte erwähne Elvert nicht. In geographischer Hinsicht monierte Feldt die weitgehende Aussparung der Arktis und der Meere um das chinesische Reich. Letztere seien gerade in Hinblick auf die Aktualität des Buches bedeutend gewesen, bedenke man, dass China heute wieder Seemacht werden wolle. Auch Hinweise auf literarische Entwürfe des Meeres vermisste Feldt. Auf hermeneutischer Ebene diskutiere Elvert schließlich zu wenig, welche Entwicklungen der maritimen Geschichte Europas auf strategischem Handeln, auf einem Masterplan oder schlicht auf Zufällen basierten.

Gegenüber Elverts starker Pointierung des Meeres als Medium der Verbindung betonte Jörg Baberowski das bedrohliche und trennende Element. Da das Meer niemandem gehöre, befänden sich Kontrahenten auf See wieder in »vorstaatlichem Zustand«. Die Macht – bei Elvert von maßgeblicher Bedeutung – könne auf dem Meer nicht gesichert werden, sie sei immer nur sporadisch. Negatives Gegengewicht zur globalen Annäherung, die das Meer in Früher Neuzeit und Moderne ermöglichte, fand Baberowski außerdem in der gewaltsamen Unterwerfung fremder Kulturen, für die die Europäer immer erst nachträglich Legitimationen gefunden hätten. Aber auch innerhalb der aus europäischer Perspektive neu entdeckten bzw. erschlossenen Weltgegenden habe die Annäherung folgenschwere Prozesse in Gang gesetzt. So habe die Sklaverei im 18. Jahrhundert etwa zur Vermehrung der innerafrikanischen Kriege geführt. Einen etwas anderen Standpunkt als Elvert nahm Baberowski auch in der Frage nach dem Zusammenhang von intellektuellen und wirtschaftlichen Interessen ein. Am Beispiel Russlands argumentierte er, dass das Interesse an Fremden und ihrem Wissen sich immer erst dann Bahn bräche, wenn ökonomisches Begehren es notwendig mache, die Anderen zu verstehen. Mithin brächte stets materielles Verlangen Aufklärung in Schwung. In der Folge sei allerdings die Selbstvergewisserung der Europäer durchaus in Konfrontation mit dem Fremden erwachsen. Überhaupt schien der Begriff der Konfrontation für Baberowskis Lesart des Elvert'schen Werkes essenziell: Das Buch lehre etwas über die Konflikte, resümierte er, die dadurch entstünden, »dass Menschen auf dem Meer herumfahren«.

Auf die vorgebrachten konzeptionellen Einwände reagierte Elvert in seiner Stellungnahme mit einer prinzipiellen Erörterung seiner Perspektive auf das Thema. Die Europäer seien sich aufgrund einer nationalen Sozialisierung heute ihrer gemeinsamen Wurzeln nicht sicher. Die europäische Geschichte sei jedoch immer von Verflechtungen geprägt gewesen. Elvert

3 S. Benedict Anderson, *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, 2., überarb. Aufl., London/New York 1991 (zuerst 1983).

4 Der Begriff geht zurück auf Samuel P. Huntington und wurde von Kenneth Pomeranz vor etwa 20 Jahren aufgegriffen und popularisiert (S. Kenneth Pomeranz, *The Great Divergence. China, Europe, and the Making of the Modern World Economy*, Princeton 2000). Er bezeichnet den sozioökonomischen Prozess, durch den die europäischen Staaten zu weltweiter Dominanz aufstiegen. Schon die zeitliche Veranschlagung dieser Entwicklung ist umstritten und reicht vom Spätmittelalter bis ins 19. Jahrhundert, wobei weitgehend Einigkeit darüber zu bestehen scheint, dass die Divergenz im Zeitalter der Industrialisierung am stärksten ausgeprägt war.

5 Zu denken wäre etwa an die Missionen von Johannes de Plano Carpini und Wilhelm von Rubruk zu den Mongolen.

verwies auf Benedict Andersons Konzept der *imagined communities*, das Nationen als sozial konstruierte Einheiten begreift, die erst mit Anbruch der Neuzeit allmählich Gestalt angenommen und schließlich im Zeitalter der Industrialisierung das Phänomen des Nationalismus hervorgebracht hätten.³ Vor dem Hintergrund dieser Einsicht sei es ihm wichtig gewesen, an die Geschichte als europäische Geschichte heranzugehen. Das Meer, das hierfür den folgerichtigen Ausgangspunkt darstelle – Europa sei der maritimste aller Kontinente –, sei von der Geschichtswissenschaft indes zu lange vernachlässigt worden. Dessen Bedeutung für die Geschichte Europas führte Elvert noch einmal anhand einiger Eckpunkte vor, die zugleich als implizite Gegendarstellungen zu den zentralen Einwänden seiner Mitdiskutanten verstanden werden konnten. Ausgehend von der viel diskutierten *Great Divergence*⁴ erklärte er, dass die Europäer es im 16. Jahrhundert zwar geschafft hätten, weltweite Seeherrschaft zu etablieren, gleichwohl aber nie eine Europäisierung der Welt stattgefunden habe. Die Europäer hätten die Welt für sich entdeckt, hätten sie sichern wollen und zu diesem Zweck hätten sie die Anderen verstehen müssen. Dieser Gesamtprozess sei es gewesen, der die Weltgeschichte maßgeblich bestimmt habe. Die Industrialisierung des 19. Jahrhunderts, in der die *Great Divergence* ihren Höhepunkt fand, habe denn auch ohne das im Entdeckungszeitalter entstandene Kapital nicht finanziert werden können.

In der anschließenden Diskussion auf Grundlage von Fragen Hillmanns wurden ganz überwiegend aktuelle Tragweiten des Oberthemas verhandelt. Dabei kreiste sie weitgehend um gegenwärtige Konzeptualisierungen Europas und, eher beiläufig, um die Bedeutung des Meeres für dieselben. So überlegte Lutz Feldt, ob die Schaffung einer europäischen Marine ein Weg zu einem geeinten Europa sein könnte. Handelsbeziehungen allein garantierten jedenfalls nicht, dass Völker auf kriegerische Handlungen verzichteten. Jörg Barberowski erklärte hingegen, dass Staaten in Osteuropa eine völlig andere Vorstellung von Europa hätten als der Westen. So sei etwa Polen vor allem deshalb in der EU, da es hoffe, auf diese Weise seine nationale Souveränität mehren zu können. Auch sei Europa nicht ohne Russland denkbar, allein schon, weil sich Russland selbst als europäisches Land verstehe. Ebenfalls in Hinblick auf die Frage nach gegenwärtigen und zukünftigen Konzepten Europas argumentierte Jürgen Elvert, dass zwar die Nationalstaatlichkeit eine große Erfolgsgeschichte gewesen sei, aber zugleich mit der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges die Welt auch an den Rand des Untergangs gebracht habe. Die Europäische Union sei daher eine Antithese zu der Organisation eines Imperiums.

Eine weitere Diskussionsrunde unter Einbezug des Publikums stieß zunächst nochmals in die historische Perspektive vor. Kritisch hinterfragt wurde dabei unter anderem die Zurechnung des Interesses und der systematischen Annäherung an die Fremden auf die Neuzeit sowie die von Barberowski hierfür anberaumte Voraussetzung des ökonomischen Impulses. So lassen sich durchaus auch bereits im Mittelalter und namentlich im 13. Jahrhundert (proto-)ethnologische Erkundungen im Rahmen missionarischer und diplomatischer Reisen aus Europa in bis dato gänzlich unbekannte Regionen ausmachen.⁵ Elvert stimmte dem Einwurf zu und erläuterte

terte, dass ein »interessengeleitetes Interesse« aus ganz unterschiedlichen Motiven erwachsen könne.

Äußerst trefflich standen am Ende der Veranstaltung einige zutiefst bedachte Beobachtungen zur Bedeutung der Ozeane in der Gegenwart. Nach wie vor ist das Meer mit 62 Prozent des europäischen und 98 Prozent des interkontinentalen Warenaustauschs die Zentralader des globalen Handels. Ganz ähnlich verhält es sich im Informationszeitalter mit der Kommunikation: 95 Prozent des gesamten Internetverkehrs zwischen den Weltregionen werden durch Seekabel übertragen. Auch die unfassbare Widersprüchlichkeit zwischen der in diesen Zahlen gespiegelten Abhängigkeit der Menschheit vom Meer und ihres schonungslosen Missbrauchs desselben vergegenwärtigen die Ausstellung »Europa und das Meer« sowie die dazugehörigen Publikationen.⁶

⁶ S. insbesondere den Beitrag von Jens Rupenthal, Schatzkammer und Mülleimer. Europas Meere zwischen Nutzung und Verschmutzung, in: Agenten, Akteure, Abenteurer. Beiträge zur Ausstellung »Europa und das Meer« am Deutschen Historischen Museum Berlin, hg. von Jürgen und Martina Elvert, Berlin 2018, S. 438–459.



EUROPA UND DAS MEER



HIRMER

Buchvorstellung

Europa und das Meer / herausgegeben von Dorlis Blume, Christiana Brennecke, Ursula Breymayer und Thomas Eisentraut für das Deutsche Historische Museum. München: Hirmer, Festeinband, 447 S., Ill., 29×21 cm, ISBN 978-3-7774-3014-0. [Ausstellungskatalog / Deutsches Historisches Museum, 13.06.2018–06.01.2019, Berlin].

Die Ausstellung im Deutschen Historischen Museum unter dem Titel »Europa und das Meer« breitet vor dem Besucher in dreizehn Themen-Nischen eine eindrucks-

volle Show von Objekten mit Erläuterungen zu Jürgen Elverts gleichnamiger Publikation (München: dva 2018, 591 S.) aus. Die dreizehn Nischen der Ausstellungsebene sind in zwölf Fällen als »Häfen« gestaltet: Piräus für die Seefahrt in der Antike; Venedig für die im späten Mittelalter entwickelte Seeherrschaft europäischer Handelsstädte; Danzig für den Küstenhandel; Sevilla als Sitz der Casa de la Contradación und der Ursprung der Expansion der iberischen Staaten; Lissabon für den Kulturaustausch und die Mission in Ostasien; Amsterdam für Schiffbau und Seefahrt; Nantes für den Sklavenhandel; London als Beispiel für ein Zentrum der Weltwirtschaft; Bremerhaven für die Massenauswanderung und Migration im 19. und 20. Jahrhundert; Bergen (Norwegen) als Beispiel für Nutzung und Ausbeutung (und ökologische Zerstörung) der Meere; Kiel als Beispiel für die Meeresforschung und Brighton als Ort touristischer Sehnsüchte und der Sommerfrische am Meer. Der dreizehnte Raum lässt anhand von Gemälden den Mentalitätswandel gegenüber dem Meer in Europa im

19. und 20. Jahrhundert nachvollziehen. Als eindrucksvolles Schlußbild figuriert eine dunkelblaue dynamische Weltkarte, auf der jede Handelsbewegung als weißer Punkt abgebildet ist und die so den Wechsel und die Frequenz der Handelsbewegungen im Jahreslauf eindrucksvoll nachvollziehbar werden lässt. Für alle »Häfen« sind die Exponate vorzüglich ausgewählt und gut beschriftet. Stets werden Seitenaspekte der angesprochenen Themen mitbehandelt, die es wert wären, hier alle genannt zu werden: so unter der Antike der Homerische Mythos der Odyssee mit den Sirenen und einem Exkurs über den »Seekönig« Sextus Pompeius; bezüglich Venedig über das Arsenal; so zu Danzig die Hanse; so zur Entdeckung und Eroberung neuer Welten von Sevilla aus die vorangehende Eroberung der Kanarischen Inseln (mit einer Portolankarte als Exponat) und über die Veränderungen von Weltkarten und Globen; so zu Lissabon über die jesuitische Mission in Ostasien; so zu Amsterdam über den Alltag der Matrosen im 18. Jahrhundert; zu Nantes eine Dokumentation zum Kampf um die



Abschaffung der Sklaverei; zu London über die Londoner Docklands (1799–1828), Industrialisierung und Großbauprojekte; zu Bremerhaven über Kommunikationsformen der Auswanderer im 19. bis 21. Jahrhundert und hierbei vor allem zwei Smartphones von einem Ehepaar, wobei der Ehemann aus Afghanistan und die Ehefrau aus dem Iran geflüchtet sind und die beiden Mobiltelefone für beide in unterschiedlicher Weise existenziell wurden. Der Bereich ›Nutzung und Ausbeutung‹ (Hafen: Bergen) bleibt sicher jedem Besucher der Ausstellung wegen der ›Installation mit Müll aus den Meeren, Berlin 2018‹ eindrücklich im Gedächtnis. Aber auch die Karte mit den ›Friendly Floatees‹, 29.000 Bade-wannenplastiktiere (gelbe Ente usw.), die im Januar 1992 durch die Havarie des Containerschiffs *Ever Laurel* auf dem Weg von Honkong nach Tacoma/USA mitten im Pazifik sich ins Meer ›ergossen‹ und heute durch die Strömungen sogar in der Arktis und Antarktis und an allen Stränden zu finden sind.

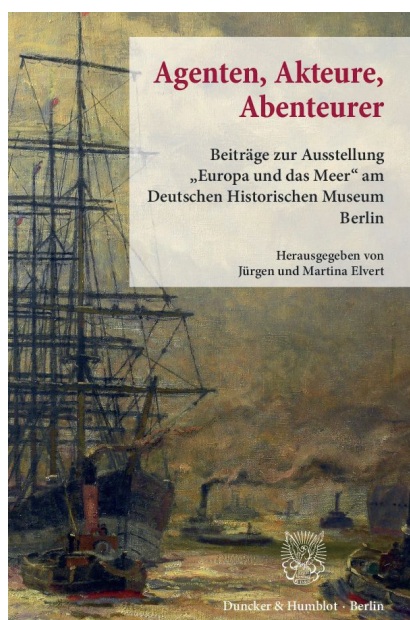
Die Beschreibungen der Exponate informieren den Leser gut, lassen aber Nachweise und Literatur sowie weitere Quellenangaben vermissen. Diese werden zwar in den Essays des ersten Teils des Katalogs und für den gesamten Band als ›Ausgewählte Literatur‹ hinter dem Personenregister im Anhang zusammengeführt – manches be-

sondere Einzelexponat hätte man jedoch gerne auch mit Spezialliteratur näher untersucht, so z. B. (3/8) das Sundzoll-Register mit Auflistung der Schiffe unterschiedlicher Nationalität aus Helsingör, 1600; oder (4/8ff.) Artefakte der indigenen Kulturen in Gran Canaria, Fuerteventura oder Teneriffa; oder (6/7) Wandkacheln mit unterschiedlichen Schiffsmotiven, Niederlande um 1650/80 aus dem Rijksmuseum Amsterdam usw.

Die schon genannten Essays im ersten Teil des Katalogs sind weitere Aufsätze zum Thema. Hier schreiben beispielsweise Richard Crowley über den Aufstieg der Seemächte, Olaf Mörke über Wirtschafts- und Sozialkontakte im Hanseeraum, Stefan Rinke über die Eroberung ›Neuer Welten‹ in Amerika, Michael North über Kulturaustausch und Mission in Asien, Philip de Souza über das Zeitalter der Segelschiffe, Thomas Eisen-traut über den Alltag der Matrosen und Krystel Gualdé über die Rolle der Stadt Nantes im transatlantischen Sklavenhandel. Zum Thema ›Meer als Brücke und Grenze‹ verfassen Alfred Kube einen Essay über die europäische Massen-emigration nach Übersee 1815 bis 1970 und Cord Pagenstecher über das Mittelmeer als Massengrab bei der Massenmigration nach Europa im 21. Jahrhundert. Dagmar Röhrlich beschreibt die Erforschung der Unterwasserwelt und Anders Haa-

land und Gunnar Ellingsen die Ausbeutung der Rohstoffe und Naturschätze im Meer. Als Sehnsuchts-, Erholungs- und Imaginationsort wird das Meer im Hinblick auf die Seebäder von Rüdiger Hachtmann, als Gegenstand der Malerei seit 1800 von Ulrike Wolff-Thomsen und als Gegenstand der Literatur von Dieter Richter vorgestellt. Der Essay von Boris Belge passt zwar zum Thema ›Imaginationsort‹, behandelt aber einen Hafen, der in der Ausstellung keine eigene Fläche erhalten hat: Odessa. Präzise werden in der Analyse von Aufstieg und Fall der Hafenstadt jene Prämissen deutlich, die Jürgen Elvert auch in seinem Buch herausarbeitete: Die Geschichte von Europa und dem Meer ist nicht aus einer nationalen Perspektive zu verstehen, sondern zeigt stets internationale Verflechtungen. Sie entwickelt sich schwerpunktmäßig durch die Begegnung mit den außereuropäischen Kulturen. Und sie ist immer akteurszentriert und bietet somit auch stets Aspekte zur Personengeschichte. Daher zieht man aus dem Studium des Katalogs durchweg einen hohen Gewinn.





Buchvorstellung

Agenten, Akteure, Abenteurer: Beiträge zur Ausstellung »Europa und das Meer« am Deutschen Historischen Museum Berlin. Hg. von Jürgen und Martina Elvert. Berlin: Duncker & Humblot 2018, 534 S., brosch., ISBN 978-3-428-15519-4; 39.90 Euro.

Jürgen Elvert plädiert in seiner Monographie »Europa und das Meer« (München: dva 2018, ISBN 978-3-421-04667-3) für einen neuen Zugang zur Europäischen Geschichte, in dem er Europas Verhältnis zum Meer und damit zur Welt als Ausgangspunkt für die Analyse von Entwicklungen wählt, die unsere Gegenwart und Zukunft zentral bestimmen. Wie vielfältig der neu gewählte Ansatz sein kann, zeigt ein von Martina und Jürgen Elvert zusammengestellter Reader unter dem Titel »Agenten, Akteure, Abenteurer«, der als Begleitband zur DHM-Ausstel-

lung »Europa und das Meer« bei Duncker & Humblot in Berlin erscheint. Unter den Rubriken »Mythos«, »Schiffbau und Seefahrt«, »Krieg über See«, »Entdeckungen«, »Kulturaustausch«, »Sklaverei«, »Migration«, »Importe und Fremdanerkennung«, »Handel und Export«, »Ressourcen« (Fisch, Öl usw.), »Meeresforschung« und »Tourismus« tragen 46 Kolleginnen und Kollegen aus Museen, Hochschulen und Spezialinstituten aus ihren persönlichen Forschungsergebnissen Kurzeassays, Notizen und Aufsätze bei. Neben einigen kursorischen Überblicken (z. B. Raimund Schulz über »Krieg und Seefahrt in der Antike«, Christian Ebhardt zur »Raum- und Sozialordnung der Werft«) liegt in deren Kürze und Konzentration auf einen besonderen Aspekt oder eine besondere Quelle der Gewinn der Sammlung.

Ulrich Fellmeth stellt zum einen die Entwicklung der Seeherrschaft vom Mythos über den Logos dar (die Überlieferung beginnt mit Homers Epen), zum anderen weist er auf die eminente Bedeutung des Meeres bei der Entstehung der »polis« und dem Ende der römischen Republik hin. Einen bemerkenswerten biographischen Essay über den »Vater der Seestrategie«, Alfred Thayer Mahan (1840–1914) mit seinem Einfluss auf Alfred Tirpitz (1849–1930), der mit der deutschen Seekriegsstrategie im Ersten Weltkrieg scheiterte, und Erich Rader (1876–1960) steuert Jann M. Witt bei. Udo Sonnenberger und Sebastian Bruns unternehmen es, die auch im 21. Jahrhundert fortwährende Bedeutung traditioneller Seekriegsmittel zu untermauern. Nach wie

vor sehen die USA beispielsweise den Aufwuchs der chinesischen Marine als größte Herausforderung, und der Schwerpunkt liegt heute bei den »lang andauernden Seeraumüberwachungsoperationen« (S. 121). Wolfgang Schmale liefert auf knapp zehn Seiten eine Mentalitätsgeschichte des Entdeckens (aus europäischer Perspektive), und Michael Kraus verfasste wichtige Anmerkungen zur »langen Geschichte der Entdeckungen« und zur Rettung des »Entdeckungsbegriffs«. Dabei geht er von der Kenntnis der Meere zum Selbstverständnis der Akteure und weiter zur Organisationsform des Wissens über, um als Ergebnis »die Erweiterung des Blicks« um neue Perspektiven zu konstatieren. Ein Beispiel hierfür bietet Horst Dippel mit »Georg Forster und die Erfahrung der Kulturen der Südsee« – ein Topos, der aktueller nicht sein könnte (S. 141–151). Das Leben der Konquistadoren illustriert Nikolaus Böttcher am Beispiel der »Relación de méritos« des Francisco de Orellana (S. 153–161). Die Vermischung von Verwaltungsstrukturen und Mission des Jesuitenordens im transandinen Vizekönigreich Peru beschreibt Javier Francisco Vallejo. Kulturaustausch durch Mission und Chinamode im 18. Jahrhundert untersucht Wolfgang Reinhard durch Rückgriff auf die Wechselwirkungen von asiatischen Religionen und dem Christentum Europas.

Ein gegenwärtig stetig durch seine Rückwirkungen nun auch in Europa wachsendes Problem beschreibt Ulrike Kirchberger mit den Transformationen der natürlichen Umwelt infolge des europäischen Kolonialismus, die »Animal



Piraten Schiff – Vaisseau de pirates. Componiert u. auf Stein gez. v. Niels Simonsen. Gedr. in d. Kunstanstalt v. Piloty u. Loehle. Zu finden bei H. Kohler et Comp. in München.
Aus: Münchner Album. Eigenhändig lithographirte Original-Scizzen der daselbst lebenden Künstler, I. Jg., 8 Hefte, Würzburg: Chrn. Weiss & Hchn. Kohler 1842.

Agency«. Inzwischen kehren die Folgen der Verheerungen, die der Kolonialismus der Europäer auf allen anderen Kontinenten verursacht hat, auf vielfältige Weise nach Europa zurück (S. 163–175). In ähnlichem Horizont beschreibt Jens Ruppenthal (S. 437–447) die von Europa inszenierte Auseinandersetzung mit dem Meer unter den Schlagworten »Nutzung und Verschmutzung«.

Als »dritten Raum« des Aufeinandertreffens von verschiedenen Kulturen bzw. ihrer Träger nutzen Andreas Flurschütz da Cruz und Mark Häberlein das Alte Reich, indem sie nach Handlungs- und Verhandlungskompetenzen (wiederum »agency«) des Pfarrers Christian Joseph Burgk (Borck, 1682–1754, GND 1081179260) in Rüdilsbronn im Bayreuthischen fragen. Pfarrer Burgk war 1682 in

Griechisch-Weißenburg auf dem Balkan von türkischen Eltern als »Jussuph« geboren, als Fünfjähriger nach Bayreuth gekommen und in Halle bei Hermann August Francke ausgebildet worden. Über Mission und Kulturaustausch in Afrika referiert Christoph Marx. Hermann Mückler stellt mit Abbildungen jenen in Ozeanien vor, während Ute Schüren umgekehrt kulturelle

Aneignungsprozesse am Beispiel des Kalenders der yucatekischen Maya beschreibt.

Mehrere Beiträge sind der Sklaverei gewidmet. Michael Zeuske gibt einen globalen Überblick mit Details zur ›Atlantic Slavery‹ (S. 443–258, mit Schwerpunkt auf den Ausrüsterstädten und einer Gesamtsumme von 9.024.000 Versklavten). Klaus Weber vergleicht die unterschiedlichen Waren im transatlantischen Sklavenhandel (S. 259–265), und Claus Füllberg-Stolberg fasst den transatlantischen Sklavenhandel zusammen mit einer Gesamtsumme von 12.521.337 versklavten Personen. Bemerkenswert sind auch hier die genannten Beispiele für Biographien der am Sklavengeschäft Beteiligten (u. a. die Brüder Billie aus Nantes, Daniel Boteffeur aus Hannover und John Newton, der Begründer der Abolitionsbewegung). Wolfgang Reinhard verfasste fünf Miniaturen zur Missachtung und Selbstbehauptung der Afrikaner.

Auch die Migration ist inzwischen seit Jahrzehnten ein wichtiges Thema der Geschichtswissenschaft. Jochen Olmer gibt S. 289–299 einen Überblick über die Migration über See und entwirft S. 321–337 eine ›geschichtswissenschaftliche Verortung‹ derselben. Tobias Brinkmann beschreibt in einem Überblick die Massenmigration aus Osteuropa über deutsche Hafenstädte nach Amerika 1880 bis 1914. Nicht viele, aber dafür umso interessantere Quellen kann Joachim Schlör für die deutsch-jüdische Migration nach

Palästina vorführen. Der entgegengesetzte Strom der kolonialen und postkolonialen Migration nach Europa ist das Thema von Dirk Hoerder. Für die von Jürgen Elvert angestoßene Debatte über den Einfluss des Meeres auf die Entwicklung Europas bedeutsam sind die ›Importe und Impulse aus der überseeischen Welt‹, insofern sich Europa hier Fremdes aneignet. Darüber schreibt Reinhard Wendt am Beispiel der Biographien der Handelsagenten Gustav Kronfeld (* Thorn 1856), verheiratet mit der samoanisch-portugiesischen Louise Silveira, und Alfred Schultz (* Hamburg 1873), verheiratet mit Anna Bertha Wolgramm, aus einem deutsch-tinganischen Familienclan. Schon hierbei wird auch die Hamburger Firma ›Joh. Cesar Godeffroy & Sohn‹ vorgestellt. Astrid Windus und Andrea Nicklisch stellen sie mit einem umfassenden Literaturverzeichnis als Sammler von Ethnographica dar. Die Entwicklung zur Globalisierung unter irischem Vorzeichen ist das Thema von Hiram Morgan. Kwame Nkrumah (1909–1972) führte Ghana 1957 in die Unabhängigkeit. Die Rezeption seiner Autobiographie in Europa stellt Bea Lundt vor (S. 397–416).

Markus Denzel betrachtet die maritime Weltwirtschaft unter dem Gesichtspunkt der ›Europäisierung der Welt‹, und Samuel Eleazar Wendt und Klaus Weber skizzieren die deutsche Industrieproduktion für die Welt. Ole Sparenberg bietet eine kurze Geschichte des Tiefseebergbaus.

Unter dem Thema ›Meeresforschung‹ gibt Gerd Hoffmann-Wieck vom GEOMAR und vom Kieler Exzellenz-Cluster ›Ozean der Zukunft‹ Einblicke in die Forschungsentwicklung in Westeuropa und den USA und benennt damit auch Leitlinien für ein globales und nachhaltiges Management der Ozeane (S. 459–474). Helen M. Rozwadowski beschreibt die Geschichte des International Council for the Exploration of the Seas (ICES), gegründet 1902 (S. 475–480). Den Altvater und Nestor der Erforschung von Meeresströmungen, James Rennell (1742–1830, GND 118788353), stellt Julia Heunemann vor. Rennell hat maßgeblich zur Formalisierung von Strömungswissen beigetragen (S. 481–487). Nele Matz-Lück skizziert sehr knapp das Seerecht im Kontext seiner Genese und von Seerechtsgeschichten (S. 489–500). Zur Rubrik ›Tourismus‹ führt Dagmar Bellmann in die Anfänge der modernen Kreuzfahrt ein, deren Anziehungskraft durch das Erzeugen eines spezifischen Mikrokosmos an Bord ungebrochen scheint (S. 501–515). Ein Verzeichnis von Personen, Orten und Schiffen schließt sich an (S. 517–531). Zahlreiche Beiträge geben durch Fußnoten und Literatur Hinweise auf neuere Forschungsergebnisse und regen zu weiteren Detailstudien an. Damit erscheint der Reader als lohnende Ergänzung zu dem Ausstellungsband ›Europa und das Meer‹.

Peter Grützner in memoriam

von Lupold von Lehsten



Peter Grützner, der als Heinz-Peter Georg Alexander am 16. März 1925 in Breslau geboren wurde, starb in gesegnetem Alter in Darmstadt am 16. Oktober 2018 und wurde auf dem Friedhof in Darmstadt-Eberstadt beigesetzt. Bei seiner Taufe hatten der Freund der Eltern, Apotheker Georg Knorn in Hamburg, die Freundin der Mutter, Gertrud Breitbarth, die als Jüdin im KZ Theresienstadt umkam, und die Tante Margarete Wagner Pate gestanden. Im gleichen Krankenhaus war 14 Jahre zuvor Dietrich Bonhoeffer geboren worden. Der Vater Alfons Grützner, auch in Breslau-St. Bernhardin getauft, war Kaufmann. Nach verschiedensten Verwendungen in Unternehmen, die durch die Wirtschaftskrisen der zwanziger Jahre gebeutelt wurden, übernahm er 1933/1934 die Pöpelwitzer Obst- und Gemüsezentrale und führte sie bis 1945. Nach 1945 war Alfons Grützner für das BHW in Hameln und Düsseldorf tätig. Peters großer Wunsch war es, Förster zu werden. Aber nach der Schule musste er zunächst Kriegsdienst leisten. Nach der Flucht 1945 war er Waldarbeiter bei Hameln. Zum Studium der Zoologie und Biologie ging er nach Bamberg, wechselte allerdings dann noch zur Medizin. Mit einer Arbeit über den Lichtverlust in der Macula lutea wurde er 1955 in Tübingen promoviert. 1957 folgten die Facharztausbildung für Augenheilkunde in Heidelberg und Arbeitsaufenthalte in Iowa/USA. An der Universitätsklinik in Freiburg im Breisgau wurde Peter Grützner Abteilungsleiter für Schielbehandlungen und im September 1974 bis Ende 1990 Gründungsdirektor der neu eingerichteten Augenklinik des Klinikums Darmstadt in Darmstadt-Eberstadt. Diese entwickelte sich zu einem Lehrkrankenhaus für die Universitätskliniken in Heidelberg und Frankfurt am Main. In großer persönlichen Bescheidenheit war Peter Grützner stets ein Helfer der Menschen, ganz und gar ohne ärztlichen oder gar professoralen Standesdünkel.

In seinem Ruhestand operierte er nicht nur mehrfach mehrere Monate in Afrika Augenpatienten, sondern wandte sich auch der Erforschung von Vorfahrengruppen zu. Bei regelmäßigen Besuchen überbrachte Peter Grützner dem Institut für Personengeschichte in Bensheim, dessen Förderkreis er von Anbeginn an angehörte, Bücher, Zeitschriften und Unterlagen für die Sammlungen.

Die Familie Grützner stammt, wie eine von Peter Grützner differenziert erarbeitete Stammfolge im Archiv Ostdeutscher Familienforscher (Bd. 20, 2012, S. 25–43) dokumentiert, aus Jauernig im Herzogtum Neisse. Noch 1935 war der Name Grützner in 19 Dörfern um Neisse mit 32 Familien vertreten. Nach langen Jahren der Forschung gelang Peter Grützner der Anschluss seiner Breslauer Linie an die Jauerniger Grützners. Im frühen 18. Jahrhundert gehörte Jauernig wie Neisse zum Fürstentum Neisse-Grottkau der Fürstbischöfe von Breslau (Breslauer Bistumsland). Um 1700 wan-

derte innerhalb des böhmisch-habsburgischen Herrschaftsbereichs Adam Grützner (1672–1749), der Sohn des Niedermüllers in Jauernig Adam G. und der Christina Göhr, nach Sagan und wurde dort ›Gerichts-Canzlerist‹, auch Fstl. ›Stifts-Canzlerist‹, Ratmann und Bürgermeister und ab 1728 Assessor am Herzoglichen Hofgericht und Consul dirigens. Der Sohn Leopold (1708–nach 1788) wurde Regierungsadvokat der Fstl. Regierung. Die Paten bei den Kindern aus Leopolds Ehe mit Josepha Fridtlath, Tochter des Schul- und Chor-Rectors in Sagan Joh. Theobald F. und der Anna Maria Scholtz, bieten einen Querschnitt durch die Beamtschaft und städtische Führungsschicht des Fürstentums Neisse im 18. Jahrhundert vor der Eroberung durch Preußen. Vielfach ist die Familie von Janowsky vertreten. Dann, nun innerhalb Preußens, wanderte aus der nächsten Generation Johan Frantz Leopoldt (1753–vor 1824) als ›Rathäuslicher Praktikant‹ an das Stadtgericht in Breslau. Er wurde Assessor beim Stadt- u. Hospital-Landgüter-Amt und Consulent der Reichkrämer-Societät in Breslau. 1803–1822 ist er als NPC (*Notarius publicus caesareus*) in Breslau nachweisbar und erhielt zuletzt den Titel eines Königlichen Justiz-Commissars. Er heiratete in Breslau-St. Elisabeth 1804 die Witwe des Georg Gustav Fülleborn (1769–1803), Professor am Elisabeth-Gymnasium in Breslau, Anna Dorothea Lorenz/Lorentz (1779–1854). Doch erst in der darauf folgenden Generation vollzog sich mit Robert Grützner (1806–1882), Gerichtskanzlei-Sekretär in Breslau, und seiner Heirat mit Philippine Henriette Wilhelmine Poseck (1805–1884), der Konfessionswechsel. Philippine, die eine Tochter des Fabrikanten und Cafetiers Christian Bernhard Poseck und der Eleonore Wilhelmine Migula war, soll sich als Börsenmaklerin betätigt haben.

Damit sind nur einzelne der Forschungsfragen und -ergebnisse Peter Grützners angedeutet. Allerdings bot ihm die Pfarrerrahmentafel seiner Ehefrau noch weitere Themen. 1955 hatte er in Lüdenscheid Helga Könnecke geheiratet, deren Vater Pfarrer in Görlitz und Lüdenscheid gewesen war. Der eine Großvater Max Könnecke war Archidiakon in Eisleben und der andere Großvater Otto Lüpke Pastor in Wildenbruch bei Potsdam. In der Urgroßelterngeneration stehen der Färbereibesitzer Könnecke in Egelu und der Rektor der Klosterschule in Roßleben, Dr. Friedrich Wentrup, dem Archidiakon Wilhelm Lüpke in Cammin und dem Pastor Engelhard Thilo in Wenden gegenüber.

Helga Grützner, geb. Könnecke, hatte in Marburg den Beruf einer Kinderkrankenschwester erlernt und sich in Düsseldorf an der Kunstakademie zur Werklehrerin ausbilden lassen. Aus der glücklichen Ehe gingen sechs Kinder und 17 Enkel hervor. Nach der Geburt von Drillingen wurde Helga Grützner 1982 zur Gründerin des »ABC-Vereins für Drillingse Eltern« und hierin von ihrem Mann tatkräftig unterstützt.

Es fiel Peter Grützner schwer, zu erleben, wie ihm allmählich die Elemente des Lebens nach und nach entglitten. Jetzt war ihm ein friedvoller Tod im Kreis seiner Familie beschieden, r.i.p.



Schriftleitung

Institut für Personengeschichte
64625 Bensheim
Hauptstraße 65
Tel. 06251 62211
Fax 06251 62271
institut@personengeschichte.de
www.personengeschichte.de

Redaktion und Layout

Dr. Lupold v. Lehsten
Dr. Christian Hoffarth
Abbildungen S. 20 Merck Corporate History, S. 22 u. 29 Deutsches Historisches Museum, S. 33 Familie Grützer, und, soweit nicht eigens nachgewiesen:
IPG, Bensheim.
Werden Sie Mitglied im Förderkreis der Stiftung für Personengeschichte, erhalten Sie regelmäßig das ARCHIV FÜR FAMILIENGESCHICHTSFORSCHUNG.
Werben Sie Mitglieder und Förderer für den Förderkreis der Stiftung für Personengeschichte und die Arbeit im Institut, herzlichen Dank!

ISSN

ISSN 2509-2286

Konto des Förderkreises der Stiftung für Personengeschichte

Sparkasse Bensheim
IBAN DE78 5095 0068 0005 0133 47
BIC HELADEF1BEN
Der Förderkreis ist vom Finanzamt Bensheim unter der Steuernummer 052 506777 zuletzt am 6. Juli 2015 als förderungswürdig für wissenschaftliche Zwecke (§ 52 Abgabenordnung) anerkannt worden.